32101 068181385

Library of

Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION

Das Zimmer des Wartens

Das Zimmer des Wartens

Roman

von

Thaddäus Rittner

1918

Verlag Ullstein & Co, Berlin / Wien

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Amerikanisches Copyright 1918 by Ullstein & Co, Berlin.

Die geſchloſſene Tür

Wir warteten. Ich, mein Bruder Paul und Nina, das Waiſenkind. Es war ein großes Vergnügen, im dunklen Zimmer zu warten. Nur im Fenſter war es weiß, vom Winter. Und Onkel Theodor wartete mit.

Er war der einzige von allen Erwachſenen, der bei uns ſaß. Er tat es ganz freiwillig. Eigentlich durfte er ja ſchon überall ſein, wo er wollte, und oft öffnete er ſogar die verbotene Tür, um für einige Zeit ins Zimmer der Geheimniſſe einzutreten. Aber dann kam er wieder zurück.

Es ließ ſich ſchwer ſagen, wohin er eigentlich gehörte. War er bei den Großen, ſo machte er gewiß ein ernſtes Geſicht, aber wer

3483
.205
.399
(RECAP)
549335

weiß, ob ſie ihn dort wie ihresgleichen behandelten und nicht manchmal auszankten. Sicher war er ihnen bei den Beratungen mit dem Chriſtkind nicht ſehr nötig, aber vielleicht verwendeten ſie ihn zu leichteren Arbeiten und kleinen Beſorgungen, für die ſie ſelbſt keine Zeit hatten. Er durfte wohl hin und wieder einen Nagel einſchlagen oder auf eine Leiter klettern, um etwas herunterzuholen, oder auf den Marktplatz laufen, um bei Iſaak Meier Spagat zu kaufen.

Er erriet ausgezeichnet, was wir gern haben wollten, und auch alles, wovor wir uns fürchteten. Es freute ihn, daß wir ſo ſchrecklich geſpannt waren. Und ich denke, er ging hauptſächlich deshalb ſo oft in das verbotene Zimmer hinein, damit wir noch neugieriger würden. Kam er wieder heraus, ſo ſchaute er uns durchdringend an und runzelte die Stirn. Er fragte, was wir uns ſoeben gedacht hätten, und wir ſchämten uns nicht, ihm alles zu ſagen. Denn wenn er auch mit

den Großeltern, mit der Tante Adele oder mit der Gräfin Malwine Gespräche führen konnte, die für uns zu schwer waren, so brauchte man ihm doch nicht, wie den anderen, die Hand zu küssen. Und es passierte sogar, daß er heimlich Zucker aus der Kredenz nahm oder, wie Paul, durch das Fenster ins Zimmer sprang.

Solange er gutgelaunt war und nicht an etwas anderes dachte, redete er mit uns ganz ernsthaft über allerlei Geschenke, die es gab, und die wir bekommen konnten. Es war aber ganz ungewiß, ob man überhaupt etwas bekäme.

Und es gab Spielzeuge, die er uns anpries, und andere, die er nicht leiden mochte. Und oft mußten wir uns dabei ganz auf sein Urteil verlassen, denn so manches hatten wir uns zwar irgendwie vorgestellt, jedoch wirklich niemals gesehen.

Paul hatte etwas von einem Hampelmann gehört, wußte aber nicht, wie groß er war,

und was für Kunſtſtücke er eigentlich konnte. Da ſagte Onkel Theodor, der Hampelmann wäre ganz klein, hätte aber das Geſicht eines Großen, mit Schnurrbart und allem übrigen, das dazu gehörte. Von ſeinem vortrefflichen Benehmen vermöchten wir uns keinen Begriff zu machen, was aber die Kunſtſtücke betraf ... o, da wurde der Onkel ganz begeiſtert und zählte eine Menge von wahren Wundern auf, die der Hampelmann, obwohl er nur von Holz war, vollbringen könnte. Er hätte unter anderem eine kleine Piſtole, mit der er ſchoß, eine kleine Geige, auf der er ſpielte, und ſogar ein Pferdchen, auf dem er über den Tiſch ritt.

Nun wünſchten wir uns alle drei den Hampelmann und nichts anderes wie ihn. Aber da verlor plötzlich der Onkel die ganze Begeiſterung.

„Mit dem Hampelmann iſt's nichts," erklärte er. „Er kann nur etwas ſpringen, das iſt alles. Er iſt langweilig und entſetzlich

dauerhaft. Eure schönsten Spielzeuge werden verdorben sein, und er bleibt ganz und gesund. Wünscht euch ihn, wenn ihr durchaus wollt, aber mir ist er zuwider."

Da war er sofort auch uns anderen zuwider.

Und dann erzählte der Onkel von dicken, braunen Büchern, die häßlich aussahen, besonders, wenn man nicht lesen konnte, aber unzählige Bilder von allem, was es auf der Welt gab, enthielten; und später von Bildern, die man ruhig herausschneiden durfte, und diese wären ein wahrer Schatz, denn auf einmal hätte man eine Menge bunter Häuser, Menschen, Felsen, Wolken, Gärten und Schiffe, und sie stünden lebendig vor einem da, wo man sie hinstellte ...

Und die Menschen würden umhergehen, sagte ich, und von den Wolken könnte es herabregnen ... und Ali Baba würde vor einen Felsen treten und rufen: Sesam, öffne dich! ...

Aber der Onkel verlor die Begeiſterung und meinte:

„Ja, ja ... aber ihr bekommt keine Bilder zum Ausſchneiden.“

Darauf bemerkte Paul:

„Es gibt ſo rote, weiße und blaue Steinchen ... und man kann damit bauen ...“

„So, ſo,“ murmelte der Onkel und runzelte die Stirn.

„Wir haben es bei Otto und Dora geſehen,“ ſagte ich, „aber ſie ſind dumm, und wenn ihnen ſo etwas Winziges wie ein Kartenhaus gelingt, ſind ſie ſchon zufrieden. Es iſt ſchade, daß die Bauſteine gerade ihnen gehören. Ich könnte, wenn ich noch viele, viele Steine dazukriegte, ein wirkliches, großes Haus damit erbauen.“

„Wozu?“ fragte der Onkel und runzelte noch mehr die Stirn.

„Du weißt es ja ſelbſt,“ ſagte ich und mußte über ſein ſtrenges Geſicht lachen, „um darin zu ſitzen.“

Und Paul ſagte dasſelbe.

Nina konnte noch nicht gut ſprechen, aber ſie ſetzte ſich unter einen Stuhl, wie in eine Hütte, ſchloß die Augen und lachte glückſelig.

Aber der Onkel ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen und fragte, wie entſetzt:

„Wie? Das wolltet ihr wirklich? Soll ich in das verbotene Zimmer laufen und es dort melden?“

Da ſtanden wir gleich alle auf.

„Nein, nein,“ bat ich, „melde es noch nicht.“

Der Onkel ſchüttelte den Kopf, als könnte er ſich noch immer vor Staunen nicht faſſen.

„Stillſitzen,“ murmelte er, „wie ſchrecklich!... Nach einer Stunde bekämet ihr die größten Schmerzen vor Ungeduld!... Und ihr wünſcht es euch für immer?... Das hält doch niemand aus, höchſtens der Hampelmann, aber der iſt von Holz!... Heute iſt es leicht, ruhig zu warten, denn dafür öffnet ſich ſpäter die Tür zum verbotenen Zimmer ... Aber wie wäre es, wenn ihr hier

unzählige Tage und Nächte vergeblich ſitzen und warten müßtet?..."

„Das iſt ja nicht möglich!" meinte Paul und lachte ein bißchen, damit der Onkel mitlache.

Aber der Onkel ſagte mit unheimlicher Stimme:

„Wer weiß!... Wer weiß!"

Wir ſchauten einander an und wollten lachen, aber konnten es nicht recht, und ich denke, daß wir alle kurze Zeit glaubten, die Tür würde wirklich aus irgendeinem verborgenen Grunde weder heute noch morgen noch überhaupt jemals aufgehen...

Und wir waren recht froh, als der Onkel wieder zu reden anfing.

Er beſchrieb uns die Leiden der Verbrecher, die für ihre Miſſetaten immerfort ſtillſitzen mußten. Wie ſie den Ort, an dem ſie ſaßen, verwünſchten und haßten und vor Freude ſpringen würden, wenn man ihnen erlaubte, wenigſtens einmal über die Gaſſe

zu laufen oder auch nur einen Augenblick eine Blume zu riechen.

„Warum dürfen sie denn keine Blumen riechen?“ fragte ich.

„Gott,“ antwortete der Onkel, „hätten sie auch einen ganzen Garten, so groß wie der Schloßpark des Grafen, sie würden ihn weder sehen noch riechen, denn kein Ort macht dem Menschen Freude, wenn er von einer Mauer umgeben ist.“

Und dann kam der Onkel in großen Eifer und redete von Zwangsarbeit und anderen Strafen, die die armen Verbrecher erleiden mußten.

Da trat eben die Tante Adele herein, um etwas im Kasten zu suchen, und sie sagte zum Onkel:

„Von Strafen wird heute nicht gesprochen.“

Aber wir fanden gerade diese schrecklichen Dinge sehr unterhaltend, und Paul fragte den Onkel:

„Wie lange Zeit dauert die Zwangsarbeit der Verbrecher? Viele Monate oder Jahre?“

Darauf runzelte der Onkel ganz beſonders die Stirn und antwortete:

„Tauſend Jahre.“

Die Tante ſagte böſe:

„Theodor, mußt du wieder den Kindern den Kopf verdrehen?“

Nun lachte der Onkel laut und begann von einer ſehr ſchlimmen Strafe zu ſprechen, die man in alten Zeiten gekannt und die Folter geheißen hatte. Nur, um die Tante zu ärgern.

Als wir aber wieder mit ihm allein waren, wurde er plötzlich ganz anders. Ja, an dieſem Weihnachtsabend änderte er ſich fortwährend.

Er ſchaute uns zerſtreut an, ſtand auf und ging ſchnell im Zimmer umher —

„Unerträglich, dies lange Warten,“ brummte er mehrmals.

Er öffnete alle Schubladen des Schreibtiſches, kramte darin herum und nahm alles mögliche heraus. Dann ſah er auf die Uhr

und ſetzte ſich an das Fenſter, aber achtete nicht auf uns, ſondern dachte nach und ſeufzte. Schließlich begann er aus lauter Zerſtreutheit kleine Nägel in das Fenſterbrett einzuſchlagen.

„Darfſt du das?“ fragte ihn Paul.

„Du biſt dumm,“ ſagte der Onkel und hämmerte eifrig weiter.

Die eingeſchlagenen Nägel bildeten nun eine Figur.

„Was iſt das?“ fragte ich.

Er antwortete nach einer Weile:

„Eine Schneeflocke.“

Wir wollten es zuerſt nicht glauben, aber dann verglichen wir den Stern aus Nägeln mit den fliegenden Sternen draußen und fanden, die Ähnlichkeit wäre getroffen.

Und nun begann der Onkel ruhig ein Geſpräch über Schneeflocken, als hätte er vorhin nicht geſeufzt.

„Es ſind verzauberte kleine Menſchen,“ erklärte er, „und ſchaut ihr genauer hin, ſo bemerkt ihr, daß ſie leuchten.“

„Ja," bemerkte ich sofort.

„Sie fliegen schnell nach allen Richtungen hin und haben so viel zu tun wie Ameisen. Im Grunde genommen sind sie kleine Spione. Schaut, diese hier machen sich absichtlich so nahe beim Fenster zu schaffen, denn sie möchten wissen, was ihr treibt. Sie melden es gleich dem Christkind."

Aber auf einmal wurde der Onkel der Schneeflocken überdrüssig, zeigte auf die Figur am Fensterbrett und erklärte:

„Es ist nur ein Buchstabe."

Dann neigte er den Kopf und verbarg sein Gesicht in beiden Händen. Lange saß er so und rührte sich nicht. Dies Benehmen schien uns sehr merkwürdig. Wir sahen uns an und lachten, denn wir glaubten, der Onkel würde plötzlich aufspringen, um uns zu erschrecken.

„Onkel," rief ich, „die Tür ist aufgegangen. Es hat schon geläutet."

Aber das nützte gar nichts.

Es war zu traurig, daß der Onkel uns so

lange weder anſah noch anhörte, mit ſich ſelbſt allein war und keine Dummheiten machte. Ohne Geſicht ſchaute er ſo ernſt aus. Sein Rücken war breit, hart und ſtreng.

„Jetzt ſpricht Gräfin Malwine," ſagte ich zu Paul.

Da richtete ſich der Onkel auf. Er rieb ſich die Augen, als hätte er vorhin geſchlafen, und ſah mich blinzelnd an.

„Wo ſpricht ſie?" fragte er.

„Im verbotenen Zimmer."

Nun wurde er wieder unruhig. Er lief hin und her und ging dann in die Küche. Ich hörte, wie er Hanna etwas fragte oder ihr etwas befahl, ganz leiſe, als handelte es ſich um ein Geheimnis.

Und Hanna antwortete ganz laut:

„Valentin iſt ja mit den Pferden zur Bahn gefahren, die Kiſten zu holen. Der junge Herr kann doch jetzt nicht fort — wohin will denn der junge Herr ſo plötzlich? . . ."

Der Onkel ſagte: „Still, nicht ſchreien!"

Und er flüſterte zu ihr weiter, machte ihr Vorſtellungen oder zankte ſie aus ...

Dann war er wieder bei uns.

„Ja, die Arche Noah!“ rief er aufgeräumt, „... ſprachen wir nicht vorhin davon?“

„Nein,“ ſagte ich, „was iſt das?“

Paul hatte ſchon von der Arche gehört.

„Es iſt ein Schiff,“ ſagte er, „mit einem roten Dach. Und man kann es wie eine Schachtel öffnen. Und drinnen ſind Menſchen und Pferde, Rehe, Löwen, Schweine, Papageien ...“

Der Onkel erzählte von der Sintflut. Von dem Haus, das ſich Noah erbauen durfte, um mit ſeiner Familie und mit den Tieren nicht zu ertrinken. Wie ſie drinnen viele Monate ſtillzuſitzen hatten. (Und draußen regnete es.) Dabei wäre es für ſie keine Strafe und nicht langweilig geweſen. Denn das Haus bewegte ſich und ſchaukelte auf den Wellen. So ein Haus war es. Zudem hatte man darin nicht zu wohnen, ſondern bloß zu

warten. So wie jetzt wir daſaßen und warteten. Noah und die Familie und die Tiere wußten ja, daß eines Tages ſchönes Wetter kommen und ſich die Tür der Arche öffnen würde.

„Und was war dann?“ fragte ich, „was war, als ſich die Tür geöffnet hatte?“

„Ich habe keine Zeit,“ erklärte auf einmal der Onkel.

Er ging zum Schreibtiſch, zündete dort, obwohl es ja verboten war, eine Kerze an und ſagte, er müßte einen Brief ſchreiben.

Das dauerte aber ſchrecklich lange.

„Was war dann?“ fragte ich.

Aber der Onkel antwortete nicht.

Und erſt als Nina angefangen hatte zu weinen, war ſein Brief fertig, und er redete, um das Waiſenkind zu tröſten, von den vielen hellen Kleidern der Gräfin Malwine.

„Weiß Gott, Nina, ſie trägt keine anderen, wie die Puppen. Und wenn du ſtill und artig biſt, bekommſt du genau die gleichen für deine drei Töchter.“

Dann ſtürzte er wieder in die Küche hinein.

„Hanna, ſo erbarmen Sie ſich doch, um Himmels willen.“

Weiter hörte ich nichts.

Nach einer Weile kam er zurück, ſteckte den Brief, den er geſchrieben hatte, in einen Umſchlag und löſchte die Kerze aus.

Jetzt war es ganz finſter, und Nina weinte von neuem.

Der Onkel ſprach:

„Auch die Eiſenbahn iſt ein ganz hübſches Spielzeug.“

Aber ſeine Stimme war ſehr traurig.

„Weine nicht,“ ſagte er zum Waiſenkind und küßte es.

Daß er ſpäter auch mich und Paul küßte, war ſehr merkwürdig.

„Du biſt ja im Mantel!“ wunderte ſich Paul.

„Du darfſt doch jetzt nicht weggehen!“

Der Onkel antwortete:

„Ich komme zurück, bald, und ... den

Großeltern ſagt gar nichts ... hört ihr? — auch den anderen nichts!“

Wir verſprachen es, aber nun war das ganze Warten verdorben.

Ich fragte zornig:

„Und was geſchieht, wenn die Tür aufgeht, und du biſt nicht zurück?“

Auch Paul war ſehr böſe.

Einen Augenblick ſprach der Onkel kein Wort, und wir glaubten ſchon, er hätte es ſelbſt eingeſehen, daß es ſchrecklich unpaſſend wäre, gerade jetzt fortzugehen.

Aber er hatte es nicht eingeſehen.

Er ſagte bloß, ganz leiſe:

„Doch das Hübſcheſte iſt der Baum ſelbſt. Ihr dürft ihn nicht vergeſſen, wenn ihr mit euren Geſchenken ſpielt. Denn er iſt die Hauptſache. Und mit dem Stern, der auf dem Gipfel hängt, geſchieht vielleicht zum Schluſſe ein Wunder. Dann denkt an mich. So. Und du, Nina, ſei ſtill.“

Der Onkel ging fort.

Und als er gegangen war, ſagte Paul, genau ſo, wie gewöhnlich die Tante Adele über den Onkel klagte:

„Und den Brief hat er richtig vergeſſen. Er hätte ihn doch gleich mitnehmen und auf die Poſt tragen können.“

Ja, der Brief war auf dem Tiſch zurückgeblieben.

Wir ſaßen allein am Fenſter, blickten auf die Schneeflocken, und es war uns, als ob wir ſähen, wie es ſpäter und ſpäter wurde.

„Auf den Onkel iſt kein Verlaß,“ ſagte ich, „wer weiß, wann er kommt?“

Da läutete es mächtig und über die Maßen fröhlich.

Die geſchloſſene Tür ſprang auf.

2.

Der brennende Baum

Wir ſtürzten uns in das Licht — und ſchon wußte ich, jemand würde gleich rufen: „Langſam!“

Dann rief wirklich die Tante:

„Nur langſam, Kinder, langſam!“

Und zuerſt ſah ich den flammenden Widerſchein in den Fenſterſcheiben.

Darauf erblickte ich Gräfin Malwine, die mitten im Licht ſtand, ſchön und glänzend, wie eine ganz fremde Dame auf Beſuch. Sie gehörte zu den Goldnüſſen und Papierblumenketten.

Aber die vielen, in weißes Papier eingehüllten Sachen waren am koſtbarſten, ſolange ſie noch uneröffnet auf dem gedeckten

Tiſche lagen. Bald iſt, glaube ich, ein großer Teil davon irgendwie verſchwunden, ſo wie Gegenſtände im Traum verlorengehen. Auf manchen Paketen hatte mein Name geſtanden, aber bald wußte ich nicht mehr, was darin geweſen war.

Als wir die Eiſenbahn aufzogen, die das Chriſtkind für mich und Paul zuſammen beſtimmt hatte, entſann ich mich plötzlich des Onkels, und im ſelben Augenblick begann auch alles laut von ihm zu reden.

„Wo war er denn zuletzt?“

„Kinder, war Onkel Theodor bei euch?“

„So iſt er immer!“

Die Eiſenbahn wollte nicht vorwärts und ſchrie, wie jemand, dem man den Hals zuſammendrückt.

„Wären nicht ſo viele Möbel im Zimmer,“ bemerkte Paul, „ſie könnte bis zur Wand laufen.“

„Und wären keine Wände da,“ ſagte ich, „ſie würde nie aufhören zu fahren.“

Die Tante meinte:

„Vielleicht hat ihn der Vater irgendwo hingeſchickt.“

Hanna, die plötzlich im Chriſtkindzimmer war, erzählte:

„Zuerſt wollte er unſere Pferde haben ... ‚Valentin iſt doch zur Station,‘ ſagt' ich — ‚So fragen Sie beim Roten Igel an,‘ ſagt' er — ‚Aber junger Herr,‘ ſagt' ich ...“

Ich flüſterte:

„Hörſt du, Paul, jetzt müſſen wir ihnen die Schneeflocke auf dem Fenſterbrett zeigen.“

Aber Paul hatte ſchon alles, was im anderen Zimmer war, vergeſſen. Er ſtieß die Eiſenbahn mit dem Fuß und ſeufzte:

„Jetzt ſteht das Aas wieder.“

Ich ſah mich um. Gräfin Malwine war ſchön und rührte ſich nicht, wie die Frau von Gips auf dem Ofen. Und wie dieſe hatte ſie ein ganz weißes Geſicht mit geſchloſſenen Augen. Auch ihr Puppenkleid war weiß.

„Komm' mit mir," ſagte ich, „ſo, daß es niemand ſieht. Ich zeige dir, was der Onkel getan hat. Aber komm' ganz allein."

Sie neigte ſich zu mir, und es duftete wunderhübſch.

„Du willſt mir etwas zeigen?"

„Ja."

Ich habe ſie in das Zimmer des Wartens geführt.

Es hatte ſich unterdeſſen ganz verändert. Früher war es dunkel und voll Neugierde geweſen. Jetzt ſah es ganz beruhigt aus, und über dem Speiſetiſch brannte die Hängelampe.

Aber die Figur am Fenſterbrett war da.

„Schau' her. Es iſt eine Schneeflocke. Oder eigentlich ein Buchſtabe."

Gräfin Malwine ſah hin. Recht lange. Sie ſeufzte.

„Ja," antwortete ſie dann, „das iſt der Buchſtabe M."

Sie richtete ſich auf und ſtreichelte mich.

Sie ſeufzte noch einmal.

„... Das iſt M.“

Nun kamen auch die übrigen Großen herein und ſetzten ſich alle zum Speiſetiſch. Dieſen Abend gab es ſchrecklich viel zu eſſen. Paul wußte immer im voraus, was man auftragen würde, und fragte jedesmal die Gräfin Malwine:

„Freuſt du dich ſchon darauf?“

Aber ſie gab nicht recht acht, ſondern ſtarrte vor ſich, wie eine richtige Puppe, und endlich ſagte ſie:

„Ich muß jetzt, leider Gottes, nach Haus.“

Sie lächelte dabei, aber ihre Augen waren noch immer wie entſetzt.

„Richtig,“ entſann ſich die Großmutter, „im Schloß wartet auch auf Sie der Chriſtbaum ... Und Theodor iſt nicht da, um Sie zu begleiten.“

„Ich habe ihr die eingeſchlagenen Nägel gezeigt,“ ſagte ich ganz leiſe zu Paul.

Der Großvater machte ein höfliches Geſicht und verbeugte ſich elegant ...

„Wenn Sie mit mir fürlieb nehmen wollten, gnädigſte Gräfin ...“

Malwine lachte.

„Aber, Herr Doktor, ich bin wirklich kein Kind mehr, und die hundert Schritte nach Haus kann ich ruhig allein gehen.“

„Du haſt von den Nägeln getratſcht?“ flüſterte Paul, „dafür zeig' ich jetzt allen den Brief, den der Onkel vergeſſen hat.“

Von dem Brief wollte ich auch reden, aber Paul verſtopfte mir den Mund mit der Serviette, und ich mußte ihn vor Zorn prügeln.

Die Tante und die Großmutter wurden böſe, und der Großvater fragte höflich, aber ſehr erſtaunt:

„Ja, ſeh' ich recht?“

Unterdeſſen holte Paul raſch den Brief. Eigentlich war es nur ein gewöhnlicher Zettel, und ich glaubte ſchon, Paul hätte ſich blamiert —

Aber kaum hatte die Tante den Zettel zu leſen begonnen, ſchrie ſie auf, als hätte ſie ſich die Finger verbrannt, und ſpäter fingen alle an zu fragen und zu ſchreien, und ich verſtand gar nichts. Die Großmutter fiel plötzlich um, und ich glaubte ſchon, ſie wäre geſtorben, aber der Großvater gab ihr Waſſer, und ſie lebte wieder auf.

Ich hörte, wie die Tante rief, ſehr ſchrill und ſchluchzend:

„Bitte, Gräfin ... Der Brief iſt ja an Sie!“

Und der Großvater bemerkte leiſe und freundlich:

„Ihr beide, Adam und Paul, könnt euch nun entfernen.“

Paul lief, ich weiß nicht wozu, in die Küche, und ich dachte, nun wäre niemand im hellen Chriſtkindzimmer, und ging hin, um es leer zu ſehen.

Aber dort ſaß Hanna, wie immer mit Nina, auf dem Fußboden, und ſie blickten

zum Stern empor, der auf der Spitze des Baumes ſtrahlte.

„Mit dem Stern geſchieht ſpäter ein Wunder," ſagte ich.

Sie ſprach leiſe, wie in der Kirche:

„Der Baum iſt aus dem Park des Grafen."

Ich mußte über ihre Dummheit lachen. Aber ich ſchalt ſie nicht, ſondern ſagte bloß:

„Woher der brennende Baum gekommen iſt, kann niemand wiſſen."

Ich zeigte auf die Fenſterſcheiben, damit ſie den roten Widerſchein ſähe.

„Dies Rote", erklärte ich ihr, „geht tief in die Nacht hinein. Dort iſt jetzt nicht mehr unſer Garten, ſondern irgend etwas ... Eine merkwürdige rote Welt. Ich will einmal, wenn ich ſchon groß bin, dorthin gehen."

Hanna bemerkte etwas bekümmert:

„Ja, wie der Onkel."

„Wo iſt der Onkel?!" fragte ich.

Das wußte ſie nicht.

Sie zeigte mir, was Nina bekommen hatte, und es waren nur zwei Holzſchachteln. Aber ſie öffnete ſie, und was ich von weitem erblickte, war eine Menge bunter Kleinigkeiten, unter denen ſich das Merkwürdigſte verbergen mochte.

Sie erklärte:

„Es ſind Glasperlen und Meermuſcheln.“

Da erfaßte mich die größte Luſt, alles genau zu unterſuchen. Aber ich ſchämte mich, denn es waren bloß Geſchenke für das Waiſenkind, das nicht einmal ſprechen konnte.

Nun kamen aber Dora und Otto mit ihrer Mutter, der mageren Apothekersfrau, und dieſe ſagte gleich beim Eintritt mit einer dünnen Extraſtimme für Kinder:

„Ei, ſieh mal, was für ein entzückender Chriſtbaum!“

Die Tante trat ein. Sie hatte vom Weinen ein häßliches Geſicht mit roten Augen, aber ſie lächelte luſtig, weil Beſuch da war, und

ſie hielt eine Schere in der Hand, um einiges vom Baum herunterzuſchneiden.

Ich ſagte zu ihr leiſe:

„Aber den Stern ſollſt du nicht anrühren, denn es geſchieht mit ihm ſpäter ein Wunder.“

Dora hatte ihr Geſchenk mitgebracht, und es war ein Bilderbuch.

„Hör' mal!“ rief ich erfreut, „die Bilder darfſt du ruhig herausſchneiden.“

Und ich nahm ſchon der Tante die Schere aus der Hand. Aber die Apothekersfrau wurde ganz rot, als ſie dies ſah, und ſchrie nun mit ihrer gewöhnlichen Stimme:

„Das darfſt du ja nicht!“

Sie war mir ſehr zuwider. Weil ſie ſo geſchrien hatte, wollte ſie ſich dann bei mir einſchmeicheln.

Sie fragte, ob ich mich noch an die Stadt erinnerte, in der ich geboren war.

Ich ließ mich in kein Geſpräch mit ihr ein. Ich zeigte bloß auf den roten Widerſchein in den Fenſtern.

„So war es dort," erklärte ich.

Sie verstand es nicht.

„Was denn?" fragte sie.

Merkwürdig, wie blind sie war. Ich mußte es ihr lange erklären und wiederholen, so sähe es in der Stadt aus. Schließlich bemerkte sie das Rote, aber sie wußte nicht recht, was ich damit meinte.

„Ach, du denkst wohl an die beleuchteten Straßen?" fragte sie und lächelte süß, „oder an ein Feuerwerk, das du in der Stadt gesehen hast? Oder an das Theater?"

Ich antwortete zuerst gar nichts. Dann sagte ich:

„Das Theater."

Aber da lachte sie, glaubte mir nicht. Sie meinte, ich wäre damals in der Stadt viel zu klein gewesen.

Da war es mir, als könnte ich schwören, daß ich nicht log und das Theater gesehen hatte. Vor Zorn wäre das Weinen über mich gekommen.

In dieſem Augenblick befahl mir die Tante, Paul aus der Küche zu holen.

Dort ſaß Valentin, der ſchon von der Bahn heimgekehrt war, auf der Bank und ließ das Waiſenkind Nina auf ſeinen Knien reiten. Hanna ſchenkte ihm Bier ein — Paul hockte auf dem Fußboden.

„Erzähl' weiter," ſagte Paul zu Valentin.

„Was hat er denn erzählt?" erkundigte ich mich.

„Geh' nur zu den Apothekerkindern," ſagte Paul.

Das ärgerte mich, und ich ſchrie:

„Du ſollſt gleich in das Chriſtkindzimmer. Die Tante befiehlt es."

Nun ſprach Paul, um mich zu beſänftigen:

„Er hat von Hexen erzählt. Ich bleibe nur noch eine Sekunde hier, bis er fertig wird. Du darfſt auch dableiben."

„Von was für Hexen?" erkundigte ich mich und ſetzte mich ſelbſt auf den Fußboden.

Paul erklärte ſchnell:

„Es gibt verſchiedene. Alte und junge. Er hat ſelbſt welche in der Nacht geſehen. Manche können auf Beſen reiten.“

„Geht nur beide zur Tante,“ ermahnte uns Hanna.

„Eine alte“, ſagte ich, „quälte mich ſchon oft in der Nacht. Sie ſah mich an und kitzelte mich ganz von weitem. Aber ich habe es nur geträumt.“

Alle lachten, und Paul ſagte:

„Geh' du mit deinem Unſinn ...“

Ich kümmerte mich nicht um ihn, ſondern ſprach abſichtlich ganz ruhig und gleichgültig:

„Aber jungen bin ich bisher nicht begegnet.“

Jetzt meinte Valentin und ſchaute dabei auf Hanna:

„Du wirſt ihnen ſchon begegnen, wenn du etwas gewachſen biſt ...“

Da ſchlug ihn Hanna auf den Kopf, und jetzt lachten ſie wieder.

„Ihr müßt jetzt sofort zur Tante," sprach Hanna und trocknete sich die Augen nach dem dummen Lachen.

„Du bist an allem schuld," sagte Paul zu mir wütend, „warum bist du nicht bei den Apothekerkindern geblieben?"

„Geht nur," redete uns Valentin an.

Dabei sang er für Nina:

„Über Stock und über Stein,
Und es bricht sich nicht die Bein' ..."

„Und die Überraschung?" fragte Paul. „Ich gehe so lange nicht zu den Apothekerkindern, bis mir Valentin zeigt, was er versprochen hat."

„Später," antwortete Valentin ...

Er sang:

„Hopp, hopp, Pferdchen, lauf' Galopp."

„Warum später?" fragte Paul, „ist es noch nicht fertig?"

„Nein," antwortete Valentin, „wenn das Christkind meine Überraschung fertig macht, werde ich euch rufen."

Paul zeigte den Apothekerkindern die Eisenbahn, die ihm und mir zusammen gehörte, und als er sie aufgedreht hatte, lief sie wieder ganz hübsch bis zum Kanapee, wo sie dann nicht weiterfahren, sondern nur lärmen konnte. Er zeigte ihnen auch eine kleine Wunderfigur, die er allein bekommen und zuerst gar nicht gern hatte, weil er glaubte, es wäre der Hampelmann. Aber es war das Stehaufmännchen.

Unterdessen blies die Tante die Wachskerzen des Christbaumes aus.

„Noch nicht!“ schrie ich, als ich es plötzlich bemerkte, „denn das Wunder mit dem Stern ist noch nicht geschehen.“

„Was für ein Wunder?“ fragte die Tante und schaute mit ihren rotverweinten Augen auf den Großvater.

„Ich weiß leider nichts davon,“ erklärte dieser höflich.

„Aber der Onkel weiß es,“ sagte ich bestimmt, „er hat es uns prophezeit.“

Nun ſprachen die Tante und der Großvater einige franzöſiſche Worte miteinander. Ich hatte dabei eine peinliche Empfindung. Ja, ich war dem Weinen nahe, als zu dem allen auch noch die Frau Apotheker mit ihrer unangenehmen Stimme bemerkte:

„Ohne den Herrn Onkel dürften ſich ſo manche Wunder nicht ereignen, auf die die lieben Kinderchen warten.“

Der Großvater räuſperte ſich ...

„Wie geſagt ...,“ ſprach er, „ich weiß davon gar nichts.“

Nach und nach verſchwand das Rote in den Fenſtern, und im Chriſtkindzimmer brannte auf einmal die gewöhnliche Lampe. Sie ſah jämmerlich aus und roch nach Petroleum.

Die Eiſenbahn lief trotzdem weiter hin und her, verrückt und aufgeregt, und Paul und die Apothekerkinder läuteten, pfiffen und ſchrien: „Einſteigen!“

Läßt ſich noch etwas Neues mit ihr anfangen? dachte ich mißtrauiſch. Morgen wird

ſie wieder nur ſo laufen wie heute, und was dann? Wird es ſich ſpäter noch lohnen, ſie aufzuziehen?

„Wenn Adam unter anderen Kindern iſt,“ ſprach die Frau Apotheker zur Tante, „ſteht er unbeweglich da und ſtarrt zur Zimmerdecke hinauf.“

Paul ſchrie mir zu:

„Nimm dieſe Fahne in die Hand und mache ſo! Denn du biſt der Bahnwächter!“

Aber ich konnte es nicht. Denn nun mußte ich daſtehen und zur Zimmerdecke hinauf ſtarren.

Ich ſpürte zornige Tränen im Hals und dachte:

Die Frau Apotheker iſt die Petroleumlampe, und Gräfin Malwine iſt der brennende Baum.

Und plötzlich lief es mir heiß über den Rücken, und ich ſprach zu mir ſtolz im Geiſte:

Nun ſtehe ich da und denke mit Sehnſucht an Gräfin Malwine. Ja, wie ein Erwachſener ſtehe ich da und ſehne mich.

Später ging ich heimlich in das Zimmer des Wartens, aber auch dort war Gräfin Malwine nicht zu finden. Es roch nur ein wenig nach ihren hellen Puppenkleidern.

Hanna kam herein.

„Was tuſt du hier?“ fragte ſie.

Ich wußte zuerſt nicht, was ich antworten ſollte.

„Ich warte nur,“ ſagte ich dann, „ich warte auf die Überraſchung, von der Valentin ſprach.“

Da öffnete ſie ein wenig das Fenſter.

„Dort ſteht es ſchon,“ ſprach ſie, „aber ihr dürft erſt morgen hinaus, um es genau zu ſehen. Jetzt iſt ſchon Nacht ...“

Ich ſchrie entſetzt auf.

„Was iſt das für einer? Was iſt das für ein alter, großer Menſch?“

Jetzt lachte ſie und ſchloß wieder das Fenſter.

„Biſt du aber dumm! Haſt du noch nie einen Schneemann geſehen?“

„Nein," ſagte ich leiſe.

Und ich ſtellte mir dieſe neue Art von Menſchen vor.

„Bis morgen läuft er nicht davon," meinte Hanna.

Sie legte das Tiſchtuch zuſammen und ſtellte die Gläſer auf die Kredenz.

Sie ſagte:

„Alle haben ihre Geſchenke. Nur der arme Onkel nicht!"

„Warum iſt der Onkel arm?"

„So. Er hat ja einen Korb von der Gräfin bekommen."

„Einen Korb?" fragte ich verwundert, „und was war drin?"

„Drin?"

Sie lachte.

„Nichts."

„Ach ſo! Darum."

Sie ging lachend weg. Ich hörte, wie im Schlafzimmer die Großmutter weinte. Und hier, wo wir mit dem Onkel viele Stunden

gewartet hatten, sah es nun so traurig aus. Vielleicht darum, weil die Tür zum verbotenen Zimmer angelweit offenstand und man nichts mehr hatte, worauf man warten sollte.

Nur draußen war alles hell, und die Schneeflocken, die kleinen Spione, flogen wie früher fleißig hinauf, hinunter und nach allen Seiten, wie wenn sie noch immer eine Menge zu besorgen, auszukundschaften und zu melden hätten. Obwohl der brennende Baum nicht mehr brannte und schon längst jedes seinen Teil bekommen hatte.

3.

Die Eisenbahn

So wie am ersten Abend brannte später der Christbaum niemals. Aber er war auch später sehr interessant. Solange wir ihn hatten, roch es im ganzen Haus immerfort nach Geschenken. Wir zwei und Hassan, unser Hund, mußten schon am frühen Morgen an ihn denken und gleich zu ihm laufen. Und wir hatten ihn viele Tage. Als wir mit der Tante unsere große Reise begannen, war er bestimmt noch da und noch wunderschön.

Wir reisten mit unserer eigenen Eisenbahn. Mit derselben, die wir vom Christkind bekommen hatten. Es ist nicht zu glauben, denn anfangs war sie klein wie eine Natter. Aber ich erinnere mich deutlich, daß sie es

war, in die wir uns hineinſetzten, und keine andere. Ich weiß noch heute genau, wie ſie ausſah.

Zu Weihnachten waren alle traurig, nur wir nicht. Die Großmutter und die Tante weinten die ganze Zeit, denn es war von irgendeiner Stadt die Nachricht gekommen, daß ſich Onkel Theodor dort zufällig mit einer Piſtole getötet hätte. Aber eines Tages wurde die Tante ſo krank, daß ſie nicht mehr weinen konnte. Sie lag lange ganz ſtill im Bett, huſtete nur und ſprach zu niemandem ein Wort. Erſt ſpäter, als es ihr beſſer wurde, begann ſie mit der Großmutter zu ſtreiten. Denn nun ſollte ſie fortreiſen, um ihre Geſundheit zu retten, und ſie hatte dazu keine Luſt.

Die Großmutter redete ihr zu, aber vergeblich.

Dann hatte aber der Großvater einen guten Einfall. Ich glaube wenigſtens, daß er es war, der den ausgezeichneten Vorſchlag

machte. Ausnahmsweiſe hörte man diesmal auf ihn. Er war zwar Arzt, aber wenn jemand im Hauſe erkrankte, ſo holte man immer einen anderen. Und obwohl er auch ſonſt nie um Rat gebeten wurde, ſo entſchied er vielleicht doch manchmal über dies oder jenes, ſagte, wie eine Münze: „Schrift“ oder „Adler“.

Und vielleicht ſchlug er diesmal vor:

„Wenn ſie es zu traurig findet, allein zu reiſen, ſo mag ſie Adam und Paul mitnehmen.“

Drauf ſchwieg man wieder einige Stunden, als hätte er nichts geſagt. Aber man dachte ſtill darüber nach, die Tante liegend und huſtend, die Großmutter nähend, der Großvater ſelbſt auf und ab gehend und rauchend. Und plötzlich war es ausgemacht.

So, denke ich, muß dies gekommen ſein. Aber vielleicht war es auch ein wenig anders, denn vieles Wichtige aus jener Zeit weiß ich nicht mehr.

Ich erinnere mich nur, daß man uns ſchließlich ſagte:

„Ihr ſollt mit der Tante nach den warmen Ländern fahren.“

Ja, an die Worte „warme Länder“ erinnere ich mich deutlich. Wir verſtanden ſie augenblicklich und gebrauchten ſie dann ſelbſt, auch wenn wir an die Reiſe nur dachten oder nachts von ihr träumten. Auch Hanna, die uns ſicher ſchrecklich beneidete, gebrauchte ſie.

„Ihr ſeid zu klein,“ konnte Hanna ſagen, „um die warmen Länder mit Verſtand zu genießen.“

Wir fanden, wir wären gerade für dieſe Art Länder im paſſendſten Alter.

Der Apotheker, der in Afrika und auf feuerſpeienden Bergen geweſen war, hatte nun genug zu ſprechen, wenn er Sonntag mit ſeiner Frau zu uns kam. Jetzt redete er überhaupt von nichts anderem wie von Kokospalmen und wilden Tieren.

Die Apothekerin ſagte:

„Das Fräulein reiſt ja nur nach San Remo.“

Und ſie lächelte geringſchätzig, um uns die Freude zu verderben. Sie hatte keine Ahnung von warmen Ländern. Ich dachte: O du Petroleumlampe — und gleich darauf dachte ich an Gräfin Malwine, denn ich hätte ihr gern geſagt, worauf wir nun warteten. Aber ſie kam ſeit langem nicht mehr zu uns.

Wir warteten wieder, wie am Weihnachtsabend. Der Apotheker zeigte einmal auf die Palme, die am Fenſter in einem großen Topf lebte, und ſprach:

„Das werdet ihr dort im Freien wachſen ſehen.“

Da fragten wir ihn:

„Was iſt noch von dort?“

Und er nahm eine Apfelſine vom Aufſatz und ſagte: „Das.“

Er begann in allen Zimmern umherzugehen, bald auf dieſen, bald auf jenen Gegenſtand zu zeigen und zu ſagen:

„Das ... Das.“

Er fiel ſogar über die zwei Holzſchachteln her, die Nina vom Chriſtkind bekommen hatte, öffnete ſie, ließ die bunten Glasperlen und Meermuſcheln, die drinnen waren, von oben herabrieſeln, ſo daß ſie wie koſtbare Steine funkelten, und wiederholte:

„Das.“

Schließlich zerſchlug er ein Stück vom großen Glasleuchter im Chriſtkindzimmer, und die Tante wurde ein wenig zornig. Aber ich fing an, mir die warmen Länder immer beſſer und beſſer vorzuſtellen.

Wenn ich träumte, ſah ich die warmen Länder nicht, aber ich wußte auch im Traum, daß ich dorthin fahren ſollte, und ich ſagte der alten Hexe ohne Augen, Naſe und Haare, die mich faſt jede Nacht durch enge Gaſſen verfolgte:

„Ich bitte dich, mich jetzt nicht totzukitzeln. Nur jetzt nicht. Später, wenn ich nach der großen Reiſe wieder herkomme, darfſt du mich

meinethalben aufeſſen. Dann erlaube ich dir alles, was du willſt."

Es war eine Lüge, was ich ihr ſagte. Denn ich wußte recht gut, daß ich von den warmen Ländern nicht zu den Großeltern zurückkehren, ſondern in eine Anſtalt gebracht werden ſollte. Aber ich dachte mir: Bis dahin iſt es noch weit.

Aber Haſſan hatte ſchon eine Ahnung von der Reiſe. Er wußte die Zukunft. Er kümmerte ſich nicht mehr um Hanna und die Großeltern, denn ſie ſollten ihm erhalten bleiben. Aber mich, Paul und die Tante bewachte er fortwährend. Er folgte uns mißtrauiſch überallhin. Und ich dachte mir damals öfters, er würde, wenn es zum Abſchied käme, vor Kummer wie ein Menſch ohnmächtig werden.

Ich glaube, daß Haſſan bei unſerer Abreiſe bellte. Wenn ich jetzt an dieſen Augenblick zurückdenke, ſehe ich das Ganze wie im Nebel. Das iſt auch ganz begreiflich, denn

die Eisenbahn fuhr vom Christkindzimmer, wo sie gestanden war, ab, und der Dampf der Lokomotive war sicher so stark und dicht, daß man die gelben Fauteuils, den großen Wandspiegel und das Bild „Ein Stelldichein" kaum sehen konnte.

Der Großvater, der mit der brennenden Pfeife in der Hand beim Ofen saß, rief laut, aber höflich:

„Herr Träger, ich bitte!"

Und der Gerufene lief, mit Gepäck beladen, über den dicken, dunkelroten Teppich. Durch die schwerbehängten Zweige des Christbaums sah man ein rotes Fähnchen, das von einem Manne wie Valentin geschwenkt wurde.

„Abfahrt!" rief es.

Hassan, der auf das kleine Mahagonitischchen unter dem Spiegel gesprungen war, begann nun wütend und verzweifelt zu bellen. Dabei pfiff es entsetzlich.

Wir bewegten uns in der Richtung des großen Gartenfensters.

„Kusch, Hassan!“ sagte Hanna weinerlich und winkte mit dem Taschentuch.

Und schon nach kurzer Zeit sah ich sie, das Waisenkind, Hassan, die Großeltern und das ganze Zimmer weit hinter uns.

Wir waren draußen. Wir sahen Mond, Sterne und Schneeflocken. Wir sahen rechts die ganz kleine Stadt — „fast ein Dorf“, wie Onkel Theodor gesagt hatte, und links das weiße gräfliche Schloß inmitten des dunklen Parkes, wo Malwine mit ihren hellen Puppenkleidern wohnte. Und wir blickten zurück, und irgendwo, ganz tief, leuchtete noch immer, wenn auch matt und traurig, das Christkindzimmer, wie eine Laterne, und es flatterten noch ganz winzig und armselig die Taschentücher der Großeltern, Hannas und der anderen, die zu Haus geblieben waren.

Es scheint mir heute, als ob die Eisenbahn erst nach der Abfahrt die richtige Größe bekommen hätte. Jedenfalls saßen wir, als wir schon fuhren, in einem Waggon für erwachsene

Menſchen, und die Tante las bequem liegend eine Zeitung, wie zu Hauſe. Und es gab vier Fenſter, nicht viel kleiner als bei den Großeltern im Zimmer des Wartens, aber eines von ihnen ſchien uns ganz beſonders intereſſant, und jeder wollte es für ſich haben.

Darum prügelten wir uns ein wenig, ganz ſtill, um die Tante nicht zu ſtören.

„Du haſt ja die anderen Fenſter," ſagte ich leiſe.

„Aber dieſes hier, du weißt es gut, iſt das ſchönſte," antwortete Paul.

Ja, das wußten wir beide. Aber warum es das ſchönſte war, kann ich heute nicht ſagen. Denn es war eigentlich ſchon Nacht und weder rechts noch links etwas von der Gegend zu ſehen.

Dies meinte auch die Tante.

Paul äußerte aber:

„Ach was, die dumme Gegend!"

Ich glaube, es war die Eiſenbahn ſelbſt, die uns ſo heftig erregte. Wir beide liebten

ſie ſchon über alle Maßen, obwohl wir ſie erſt ſeit kurzem in ihrer neuen Geſtalt kannten. Und ſie machte uns aufeinander furchtbar eiferſüchtig.

„Sie riecht ſo gut," ſprach ich, als wir uns ein wenig verſöhnt hatten.

„Ja," rief Paul in größter Bewunderung.

Er fügte hinzu:

„Nach Veilchen."

„Und hörſt du ihren ſchönen Lärm?"

„Es iſt wie Muſik, aber man kann nicht erkennen, was ſie ſpielt."

Wir horchten geſpannt und rochen dabei andachtsvoll.

Ich ſagte nach einer Weile:

„Weißt du noch, wie der rote kleine Gasballon geplatzt iſt, den uns der Apotheker gebracht hatte? Er hatte eine ganz dünne Haut. Und genau ſo riecht die Eiſenbahn."

„Nein," verſetzte Paul, „ſie riecht ganz wie das ſchwarze Sofa im Ordinationszimmer des Großvaters."

Wir verſuchten die Muſik der Eiſenbahn nachzuahmen, aber jeder ſang anders, und wir ſtritten uns wieder ein bißchen.

Da begann die Eiſenbahn langſamer zu fahren, und ſie betonte deutlich jedes kleinſte Teilchen ihrer Muſik, ſo wie man leſen lernt.

Und nun ſahen wir durch das Fenſter trotz der Nacht wirklich eine Gegend, und ſie leuchtete wunderbar in verſchiedenen Farben. Ich ſchrie vor Entzücken und Erregung, denn es war das gleiche wie damals im Chriſtkindzimmer, als ich auf den roten Widerſchein in den Fenſtern blickte.

„Die Stadt," rief ich zur Tante, „die Stadt."

Sie erhob ſich langſam, ſah hinaus und ſprach ganz ruhig:

„Ein kleiner Bahnhof."

Aber es war eine Zaubergegend. Und es wimmelte darin wie von Schlangen. Viele ganze Eiſenbahnen oder bloß ihre Köpfe oder Schwänze liefen da und dort, ziſchend und pfeifend. Darüber hingen überall farbig

leuchtende geheime Zeichen in der Luft. Und dies alles ging weit, tief in die Nacht hinein, wie das Rote in den Fenstern.

Die Eisenbahn spielte ihre Musik immer langsamer und deutlicher, und manchmal mußte sie über Gräben oder Hügel springen, und sie knirschte dann mitten im Spiel zornig mit den Zähnen.

Das letzte sang sie schon leise und müde, wie wenn sie stürbe.

„So ist es," schloß sie.

Und wir standen stille.

Dann fuhren wir aber noch viele, viele Stunden; ich weiß nicht mehr, wie lange. Eines Morgens mußten wir aussteigen, aber es waren noch nicht die warmen Länder. Ein Herr erwartete uns, und er hieß Adam wie ich, und wir sollten ihn Onkel nennen, aber er war gar nicht wie ein Onkel; er machte keine Späße und hatte einen Vollbart. Er sagte zur Tante jedesmal „liebe Käthe" — Paul und ich mußten furchtbar darüber lachen.

Wir fuhren mit ihm zu einer anderen Eisenbahn, die uns schon geradeswegs nach den warmen Ländern bringen sollte.

„Wir zwei sehen uns ja bald wieder," sagte der Herr Onkel Adam. „Denn in zwei Monaten kommst du hierher, in die Anstalt."

Er meinte mich.

Aber ich dachte: Bis dahin ist es noch weit. Und ich sagte zu Paul:

„Nun wird man gleich in der nächsten Station die Wärme spüren, und dann wird es immer wärmer und wärmer."

4.

Papierblumenketten

Io voglio avere piena libertà!“

Als ſie dieſe Worte ſprach, ſah ſie niemand an. Sie ſaß unbeweglich in ihrem prächtigen Wagen und ſchaute auf die Zylinder der beiden Diener auf dem Bock. Sie war gewiß die ſchönſte Frau der Welt. Und auf jeden Fall hatte ſie die längſten Handſchuhe, die es gibt, und ein glattes, weißroſiges Geſicht, wie aus Puppenwachs. Anſtatt der Finger aber hatte ſie lauter glitzernde Ringe, und dieſe küßte eben einer von den vier Herren, die beim Wagen ſtanden.

Nein, ſie ſprach zu niemandem, nur ſo vor ſich hin:

„Io voglio avere piena libertà!“

Die Kinder, die durch das Gitter des Parks dieſe Schönheit anſtaunten, wiederholten:

„Ella vuol' avere . . .“

Die Kinder waren ſchmutzig.

Es war alles rot von der Abendſonne. Der Wagen rollte davon, und auch die fremden Kinder gingen weg. Ich, mein Bruder Paul und noch ein Junge, der wegen ſeiner Krankheit nicht viel laufen durfte, blieben noch kurze Zeit am Gitter. Der Junge war ſchon in Kairo, auf der Inſel Madeira und in Davos geweſen.

„Was heißt libertà?“ fragte ich ihn, denn er konnte Italieniſch.

„Freiheit,“ ſagte er ganz leiſe und lachte dumm, wie wenn er ſich ſchämte.

Aber ich wußte nun, was die ſchönſte Frau gemeint hatte. Sie wollte allein in ihrem Wagen ſitzen und fahren, wohin es ihr beliebte. Sich ein wenig die glitzernden Ringe küſſen laſſen, war das Höchſte, das ſie anderen Menſchen bewilligen konnte. Doch würde ſie

keinem der vier Herren zuliebe ihre geheimnisvollen Pläne ändern oder gar aus dem Wagen ſteigen. Sie war genau wie das Fräulein im Roman „Die Zauberin“, den ich eben las.

Ich beſchloß, ſie zehnmal ſo ſtark zu lieben wie die anderen und ihr bis zum Tode treu zu bleiben.

Vorläufig machte ich aber meinem Bruder und dem dritten Jungen den Vorſchlag, „bataille des fleurs“ zu ſpielen. Wir ſchrien laut, rannten im ganzen Garten umher und bewarfen alle Leute mit Blumen. Dazu ſpielte die Kurmuſik. Und wir kamen uns ſo wichtig vor, wie wenn wir eine Vorſtellung machten. Der kranke Junge begann aber, weil ihm der Atem ausging, zu weinen. Dafür kam zu uns ein Mädel in weißem Kleid, das nur Italieniſch ſprach, aber gut laufen konnte. Es war dieſelbe, die uns am zweiten Karnevalstag in Bordighera eine Kokosnuß geſchenkt hatte. Aber plötzlich küßte

ſie mich auf den Mund, und ich mußte ſie durchprügeln. Sie hieß Lodovica. Wir jagten weiter im Park umher und warfen mit Blumen, die wir auf der Erde gefunden hatten. Ein langer Herr in orangefarbenem Schal kam auf uns zu und ſchimpfte, weil wir Staub machten. Paul erklärte ihm, wir machten „bataille des fleurs“. Aber der lange Herr im Schal erklärte, er würde uns bei unſerer Mutter verklagen. Da mußten wir ſchrecklich lachen, weil ja unſere Mutter lange nicht mehr lebte.

Dieſen Tag hatte ich noch eine Begegnung mit demſelben Herrn. Nach dem Mittageſſen gingen alle hinauf, ein wenig zu ſchlafen, und ich nahm mir das Buch „Die Zauberin“ und ſetzte mich damit auf die Bank am Seeufer. Dort, wo man nicht allein ſein durfte, weil man ins Meer fallen konnte. Aber es war keine richtige Zauberin, wie im Märchen „Die drei Wünſche“, ſondern die Tochter eines Grafen, die alle Männer verführte.

Da kam der Herr im Schal, ſchaute auf mein Buch und fragte, wer es mir erlaubt hätte.

Ich ſagte:

„Die Tante.“

Nachher war es mir ſehr unangenehm, denn der Herr ging nicht weg, ſondern ſetzte ſich zu mir auf die Bank und ſtarrte mich fortwährend an.

Nach einer Weile kam ein anderer Herr, der, wie wir, in der „Penſion San Remo“ wohnte.

Er begrüßte den Herrn im Schal, und ſie ſprachen leiſe miteinander, aber ich las ruhig weiter.

Die Zauberin lernte eben den Sohn eines Fabrikanten in Reims kennen. Er war ſehr reich. Er kaufte der Zauberin einen Wagen, ſicher einen ſolchen, wie ihn die ſchönſte Frau der Welt hatte.

„Heda, Kleiner, was lieſt du denn?“ fragte der Herr aus unſerer Penſion.

„Ja," mischte sich der Herr im Schal ein, „es ist unglaublich, was dieser Jüngling liest!"

Ich stellte mich taub und wurde immer röter.

„Wie alt bist du?"

„Acht."

Sie flüsterten wieder. Aber ich hörte, wie der Herr aus unserer Pension sagte, ich wäre eine Waise. Ich ärgerte mich sehr über diese Beschimpfung. Ich war doch nicht Nina.

„Was war dein Vater?" fragte mich der Herr im Schal.

Ich überlegte einen Augenblick und antwortete dann:

„Fabrikant in Reims."

Und ich fügte noch hinzu, ich wäre sehr reich. Gleich darauf stand ich aber auf und ging schleunigst weg.

Abends gab es Illumination in der Stadt, obwohl der Karneval eigentlich schon vergangen war.

Die Tante wollte nach dem Abendeſſen auf die Promenade des Anglais gehen, aber Paul und ich gaben keine Ruh', und ſie führte uns ſchließlich in die Stadt. Man ging dort wie im Zimmer. Denn über der Straße hingen lange Papierblumenketten — und ich dachte an den brennenden Baum, denn in allen Blumen waren Lichter, und es roch nach Süßigkeiten. Es leuchteten über unſeren Köpfen rote Tulpen und blaue Glockenblumen, und irgendwo regnete es vielleicht, aber hier war es trocken, hell und warm wie in der gedeckten Straße in Mailand, die wir geſehen hatten, und es fuhren keine Wagen. Viele Menſchen bewegten ſich, ſchön wie das Meer.

Es kam die ſchönſte Frau der Welt.

„Da iſt ſie wieder," ſagte ich zu Paul.

Muſikanten in ſonderbaren Kleidern ſpielten auf einer Erhöhung, und was ſie ſpielten, kann ich heute nachſingen, ſo merkwürdig ſüß war alles.

Überall brannte es hell in den Fenstern. Die schönste Frau der Welt hatte einen ungeheuer großen Federhut, und es grüßten sie sogar die Musikanten, und die vielen Italienerinnen in schwarzen Tüchern sahen sich nach ihr um.

Ich seufzte, und es schmerzte mich tief im Herzen.

„Ich lie—be sie," sagte ich zu Paul.

„Was ist denn dabei!" antwortete er.

Er schien es gar nicht zu hören, wie stark ich seufzte.

„Es ist die höchste Zeit, daß ihr endlich zu lernen beginnt," sprach die Tante mit einer kranken, bekümmerten Stimme. So ganz plötzlich, ohne jeden Anlaß.

„Ihr lebt hier wie große Herren und lernt gar nichts," sagte sie lauter und wurde unruhiger.

Ich wußte, nun würde uns nichts mehr helfen. Fing die Tante einmal damit an, so

redete sie schon endlos lauter unangenehme Dinge. Sie sah weder die leuchtenden Papierblumenketten noch die vielen Menschen, und auch die süße Musik schien sie nicht zu hören. Sie hustete bloß und schaute traurig in die Luft.

Wir gingen in eine Zuckerbäckerei, um Eis zu essen, aber selbst das freute mich nicht mehr, denn die Tante redete weiter davon, wie herrlich wir hier lebten und von früh bis abends faulenzten.

Die Musik spielte „Rigoletto", und alle Leute waren still, bloß die Tante nicht. Es war sehr peinlich.

Aber Paul machte sich nichts daraus, schaute auf die Straße und aß. Paul ist ein sehr zerstreuter Mensch. Er achtete nicht darauf, daß große Stücke Himbeereis auf seine weißen Hosen fielen. Bis ihn die Tante anschrie, so daß er zusammenfuhr. Sie schrie darum so laut, weil sie die Musik beim Husten störte.

„Du haſt zu hören, wenn ich zu dir rede,“ erklärte ſie heftig, „denn vielleicht habt ihr bald niemand, der ſich um euch kümmert. Glaubt ihr, die Großeltern würden ewig leben? Und ich, mein Gott ...“

Sie ſchaute plötzlich ſo drein, als ob ſie auf der Straße etwas Schreckliches ſähe, und ich fragte ſie:

„Warum fürchteſt du dich, Tante?“

Darauf ſagte ſie leiſer:

„Ich fürchte mich euretwegen, denn was ſoll aus euch werden? Wozu habe ich eure Bücher und Hefte mitgenommen? Adam lieſt Romane, anſtatt ſich für die Anſtalt vorzubereiten, und du, Paul ...“

Erſt jetzt bemerkte ſie die roten Flecke auf Pauls Hoſen und begann ſie mit einer naſſen Serviette abzureiben, ſo zornig, daß Paul ein wenig ſtöhnte —

Aber als ſie es getan hatte, war ſie viel zufriedener geworden, und ſie fragte dann beinahe milde:

„Was wollt ihr denn einmal werden?“

„Ich werde Seemann,“ antwortete Paul raſch, um die Tante zu beruhigen.

„Schaut ihn an! Seemann! Du glaubſt wohl, dazu brauche man nichts zu lernen. Und du, Adam?“

„Aſtronom,“ antwortete ich augenblicklich.

Ich weiß nicht, woher mir der Einfall gekommen war. Aber Paul ſah mich mit offenem Mund, faſt ehrfurchtsvoll an. Und ich erinnerte mich an Kopernikus, von dem ich ſchon viel Schmeichelhaftes gehört hatte ...

„Dumme Jungen,“ murmelte die Tante. Dann ſeufzte ſie wie nach dem Weinen.

Auf der Straße war es dann wieder luſtig. Wir begegneten dem Arzt der Tante, und er lud uns zu ſich ins Haus ein.

„Bei meiner Frau ſind jetzt alle unſere Freunde,“ ſagte er ſchnell und gab mir und Paul einen Naſenſtüber. „Ich bitte, kommen Sie. Auf dem Hauptplatz wird ſpäter ein

Feuerwerk abgebrannt, und von unſeren Fenſtern aus ſehen Sie alles. Die Frau Senator mit Tochter ſind bereits dort und auch der blaſſe Herr Attaché.“

Die Tante lächelte auf einer Seite, wie bei Zahnſchmerzen, aber ſie ſagte:

„Mit Vergnügen.“

„Und wie ſteht es mit dem Humor?“

Paul zwickte mich heimlich, und wir lachten, denn der Doktor fragte immer:

„Wie ſteht's mit dem Humor?“

„So, ſo,“ machte die Tante.

„Huſten? Nun — es hört auf, wenn der Scirocco vorübergeht.“

Schon oft ſprachen wir mit Paul darüber, was der Scirocco ſein mochte. Ich meinte, es wäre ein langer, magerer Mann, ganz ſo wie der Herr Attaché. Im Karneval ritt er an der Spitze des Maskenzuges auf einem hohen Pferde. Er wohnte im Keller unſeres Hotels. Manchmal, wenn es heiß und ſchwül

war, ging er in der Nacht über alle Treppen und Korridore. Er öffnete und schloß alle Türen und Fenster. Allen Frauen löste er die Haare, und sie kämmten sie umsonst hundertmal. Er ging leise, auf Zehenspitzen, in den großen Speisesaal und leckte an den Mandelbäckereien; sie wurden davon ganz weich und salzig. Oft vergaß er sich und pfiff laut und lustig, als ob nicht die anderen schliefen. Da hätte man ihn leicht fangen können, aber niemand traute sich. Und wenn es ihm einfiel, schwamm er auf dem Meer in einem weißen Boot mit gelben Segeln, und das Meer wurde aufgeregt und zornig. Von einer Welle zur anderen hüpften weiße Katzen, und es schaukelten alle Schiffe. Oft regnete es obendrein, und die Tante spuckte Blut.

Beim Doktor war der Balkon mit roten Papierlaternen beleuchtet. Und auf dem Balkon saßen Damen, denen ich die Hand küssen sollte, aber ich tat es nicht. Eine Dame

war ſchön, und die andere war ſicher ihre Mutter, denn ſie hatte ein ſchwarzes Kleid. Es erzählte ihnen etwas der Herr Attaché, der ſo ausſah wie der Scirocco.

In den Zimmern gab es noch andere. Ein alter Herr und kleine Mädchen und eine Dame in rotem Kleid und meine Tante. Die kleinen Mädchen ſchämten ſich, mit uns Bekanntſchaft zu machen.

„Was erzählt der Scirocco?“ fragte ich Paul.

Aber Paul war wieder einmal zerſtreut, denn er ſah eine Menge Mandarinen auf dem Tiſche.

Wir gingen zum Fenſter. Manchmal kam zu uns der Herr Doktor, um nachzuſehen, ob wir nicht auf die Gaſſe geſtürzt und tot wären. Die Muſik ſpielte „Troubadour“. Die Häuſer waren unten rot von den Lampions, aber die Dächer waren weiß, und ich glaubte, es hätte geſchneit, aber es ſchien bloß der Mond.

Auf dem Platz warteten viele Leute auf das Feuerwerk. Man hörte die Italienerinnen so nahe sprechen und lachen, als unterhielten sie sich im Zimmer, und manche gingen Arm in Arm, wie Schülerinnen der achten Klasse ...

Es trat jemand Neuer in unser Zimmer ein, und wir drehten uns nicht um, denn wir wollten niemandem die Hand küssen.

Ich lehnte mich zum Fenster hinaus und hörte, wie Scirocco auf dem Balkon sprach:

„Das ganze Leben allein, gnädige Frau, immer im Hotel. Ich kann es kaum glauben, daß ich einst irgendwo zu Hause war und eine Mutter hatte. Mir ist kalt, kalt ..."

„Warum sitzt er dann auf dem Balkon?" wunderte sich Paul.

Nun antworteten ihm die anderen, aber ich hörte kein Wort.

„Lauter!" rief ich ungeduldig, denn ich wollte immer wissen, was die Menschen miteinander sprachen.

Da lachten aber alle im Zimmer, und als ich mich umdrehte, ſtand hinter mir der Herr, der Nachmittag im orangefarbenen Schal auf einer Bank mit mir geſeſſen hatte.

„Wie geht's, Adam?“ fragte er.

Verflucht, nun wußte er ſogar, wie ich hieß. Er lachte, und ich ſpürte, daß wieder etwas Unangenehmes kommen würde.

Er führte mich zum großen Tiſch, an dem alle ſaßen.

„So, mein Lieber, nun ſag' uns einmal, wo war dein Vater Fabrikant? In Reims? Was war eigentlich dein Vater?“

„Die Einbildungskraft!“ ſagte eine Frau auf dem Kanapee.

Ich ſchämte mich ſchrecklich und wendete mich ab. Und die Tante ſagte:

„Daß du ſo dumm biſt, ſo dumm . . .“

Aber eine Dame in rotem Kleid drückte mich an ihre Bruſt, und ſie roch nach Mandarinen. Alles roch damals nach Mandarinen.

Ich lief ſchnell zum Fenſter zurück und fragte Paul:

„Iſt vielleicht das Feuerwerk ſchon vorüber?“

Aber zum Glück war noch nichts geweſen. Man brachte uns Kuchen und Wein.

„Daß ihr euch nur nicht betrinkt!“ ermahnte uns die Tante. Aber wir haben uns betrunken. Ich war in ſo guter Laune, daß ich mich vor keinem Menſchen fürchtete. Als ſpäter wieder der unangenehme Herr zu mir kam und mich fragte, wer mein Vater geweſen war, antwortete ich ruhig:

„Gelehrter. Er ſchrieb Bücher.“

„Ah, ſiehſt du! Bücher! Worüber denn?“

„Über Pflanzen.“

„Alſo! Und haſt du auch die Bücher deines Vaters geleſen?“

„Nein.“

„Aber ‚Die Zauberin‘ haſt du geleſen!“

Als er endlich weggegangen war, freuten

wir uns sehr. Dann wurde unten das Feuerwerk abgebrannt. Man schoß sogar bis zu den Sternen hinauf. Ein riesiger Stern, den jemand getroffen hatte, platzte mit einem furchtbaren Krach, und aus seinem Bauch heraus flogen viele kleine Sternchen in verschiedenen Farben nach allen Richtungen über den ganzen Himmel. Davon begann sich mir der Kopf zu drehen. Und Paul schaute mich an und schrie:

„Adam hat einen Rausch!“

5.

Die Mauer

Ich entsann mich dieses einen Tages und Abends. Aber, meinem Freunde, dem Roten, erzählte ich von der Riviera überhaupt. Sogar von Dingen, an die ich mich nicht mehr erinnern konnte. Von Olivenhainen und Kahnfahrten, vom Spiel in Monte Carlo, vom Taubenschießen. Was man gewöhnlich erzählt.

Und während ich erzählte, war es hell vor meinen Augen, und es roch nach Mandarinen. Ich sah das Meer. Aber zuletzt erlosch alles.

Ich dachte: Nun bin ich in Wien, aber sehe es nicht. Und ich bleibe hier viele Jahre, in dieser Stadt, die ich nicht sehen werde.

Aber der Rote dachte noch an San Remo.

„Wann warſt du dort?“ fragte er und ſeufzte, ich weiß nicht warum.

„Vor zwei ... nein, vor drei Jahren.“

„Jetzt ſchweig'! Das Kamel ſchaut her! Paß auf! zum Teufel, ſonſt kriegſt du Silentium, wie ich.“

Wer Silentium hatte, der mußte, wenn wir im Garten waren, unter einem Baum ſtehen und durfte weder ſpielen noch ſprechen.

Der Rote ſtand immer unter einem Baum. Er ſagte ſelbſt, es wäre ſein Verhängnis. Er war mein beſter Freund, aber viel ſtärker als ich. Er hatte im Turnen „vorzüglich“ und in den anderen Gegenſtänden „kaum genügend“. Das Kamel konnte ihn nicht leiden. Nie im Leben habe ich einen ſo ſtrengen Menſchen geſehen wie das Kamel.

Im Garten war eine Menge Kaſtanien. Die Kleinſten von uns machten daraus lange Ketten. Aber einer von den ganz Kleinen, der reinſte Zwerg, ſaß auf der Bank und heulte, denn er hatte Heimweh.

Das erzürnte den Roten.

„Gib doch dem Knirps ein paar, daß er ſchweigt," ſprach er zu mir leiſe, „ich ſelbſt kann mich ja nicht von der Stelle rühren."

Aber ich hatte keine Luſt dazu.

„Alles muß man ſelbſt tun," klagte der Rote bitter und ſeufzte.

Nach einer Weile aber begann er mich wieder über San Remo zu fragen.

„Mit wem warſt du dort?"

„Mit der Tante und mit dem Bruder."

„Iſt die Tante die Frau von dem Onkel, der dich an Sonntagen beſucht?"

„Nein, nein. Sie iſt gar nicht hier. Sie iſt in einer kleinen Stadt, faſt ſo klein wie ein Dorf. Man fährt dorthin vierundzwanzig Stunden."

Da kam plötzlich das Kamel und gab auch mir Silentium, weil ich mit dem Roten geſprochen hatte.

Er befahl mir, ganz am Ende des Gartens bei der Mauer zu ſtehen. Dort konnte ich mit niemandem ſprechen, denn es war zu

weit. Hinter der Mauer war die Straße. Man konnte ein wenig vom Wagenlärm hören, aber es war kein großer Troſt. Ich mußte an eine wunderbare Geſchichte denken, die man in der Anſtalt einander erzählte, von einem Zögling, der über die Mauer geſprungen und nicht mehr zurückgekehrt war.

Und ich mußte daran denken, was vor vielen Jahren, an einem Chriſtabend, Onkel Theodor geſagt hatte: daß, wenn die gefangenen Verbrecher einen Garten hätten, ſie ihn weder ſehen noch riechen würden, denn die Mauer zerſtörte ihnen die Freude. Ich blickte mit Zorn auf die vielen Kaſtanienbäume. Ich ſah nur ſie, als gäbe es nichts anderes auf der Welt. Sie ſtanden ſteif und aufrecht da, in langen, gleichen Reihen, wie Soldaten. Und ſie bewegten ſich nicht; kein Blatt hatte den Mut, ſich zu rühren, als hätten ſie alle Silentium.

Onkel Adam ſagte mir, es wäre der ſchönſte Garten in Wien, und ich hätte Gott zu danken,

denn die Luft wäre hier vortrefflich. Aber mir lag gar nichts an vortrefflicher Luft. Ich wünſchte mir aber fünf Minuten draußen ſein oder wenigſtens einmal über die Gaſſe laufen zu dürfen. Wenn ich nicht bei den Großeltern ſein durfte.

Das Kamel ſtand vor mir.

„Nun, haſt du's notwendig gehabt?"

Ich zuckte mit den Achſeln, zum Zeichen, daß ich's nicht notwendig gehabt hatte.

„Möchteſt wohl lieber ſpielen, ſiehſt, ſiehſt. Du haſt zwanzig Abteilungskameraden ..."

„Neunzehn."

„Still, wenn ich rede. Du haſt zwanzig Kameraden, und alle ſind braver als der Rote, aber du ſprichſt gerade mit dem Roten. Warum?"

Ich wußte nicht, warum. Aber die Gartenglocke fing an zu läuten.

Das Kamel klatſchte mit den Händen. Und man hörte von weitem andere Präfekte klatſchen. Auf den Raſenplätzen wurde noch

kurze Zeit gelaufen und geschrien. Noch wurde ein Fußball zurückgeworfen oder ein gefangener Weißer von den Indianern zu Ende gemartert. Aber tiefe Stimmen riefen „Schluß!“ Und endlich verstummte alles.

Wir zwanzig stellten uns vor dem Kamel paarweise auf. Es wurde aus uns eine lange, dünne Raupe, die langsam gegen das schwarze Tor der Anstalt zu kriechen begann. Und von anderen nahen und fernen Rasenplätzen her bewegten sich in der nämlichen Richtung andere Raupen.

Der Garten leerte sich. Und nun erst begannen die Kastanienbäume zögernd zu atmen, die Köpfe hin und her zu drehen, zu rauschen.

Wir gingen durch lange, kalte Korridore. Man sah nichts nach dem vielen Licht im Garten.

„Was haben wir heute?“ fragte mich der Rote.

„Mathematik.“

Er war empört. „Immerfort iſt Mathematik!“

Unſere ſchweren Schuhe lärmten wie Pferdehufe auf den Flieſen.

Es roch zuerſt nach friſcher Tünche, dann nach Gas, dann nach Küche. Etwas Apothekergeruch in der Nähe der Krankenabteilung erinnerte mich an die Zimmer des Großvaters. Bläuliche Flammen erhellten hin und wieder ein Stückchen des Ganges.

„Ich kann gar nichts,“ ſagte faſt ſtolz der Rote.

Es kam ein offener Hof, grau, ſtreng, quadratiſch.

„Ich kann auch nichts,“ ſagte ich mutlos.

Es kam der große Feſtſaal mit glattem Fußboden, hiſtoriſchen Gemälden und einer Rednertribüne. Dann wieder ein Gang, dunkel, aber von Muſik erfüllt. Geigentöne flogen wie Leuchtkäfer in der Finſternis umher. Eine dünne Stimme ſang: „A! a!“ und ein Klavier wies ſie ſcharf zurecht, und

sie versuchte es von neuem. Dann ein einziges Cello, und ich mußte an lange Kleider und dunkles Frauenhaar denken.

Plötzlich setzte die Musik aus, und hinter der Wand fluchte ein Stallbursche.

Wir gingen an der Reitschule vorüber, und es roch warm nach Pferden.

„Hast du zwei Federstiele?" fragte mich der Rote.

Ach, der Rote und die Schule und die Federstiele! Hatte mich nicht der Stallgeruch vorhin an Valentin und seine Erzählungen in der Küche erinnert? Eine Sekunde lang sah ich Hexen, die auf Besen ritten, „über Stock und über Stein".

Nun war ich wieder in der Anstalt. In dem hellsten, letzten Gang, mit Laufteppichen, der zu den Klassen führte.

In der Schule saß neben mir einer, der nicht zu meinen Schlafkameraden gehörte. Ich sah ihn zwar täglich in der Klasse, kannte ihn aber nicht so gut wie die Zöglinge meiner

Abteilung. In der Klasse wußte ich, daß er Meier hieß, traf ich ihn aber im Garten oder anderswo, so vergaß ich es manchmal. Er war höflich wie ein fremder erwachsener Mensch, und er paßte fortwährend auf und wußte alles; er kannte sogar meinen Onkel, ich weiß nicht woher.

Professor Silius trat ein, und ich mußte ein wenig lachen, denn der Rote, der ganz rückwärts saß, hörte wie immer als letzter zu lärmen auf. Ich wartete zuerst, ob Silius prüfen würde, aber es sah nicht danach aus; er schrieb etwas, wie zum eigenen Vergnügen, auf die Tafel hin. Da setzte ich mich bequemer. Silius war ein merkwürdiger Mensch. Er lebte manchmal nur für sich, als ob wir Schüler gar nicht zugegen wären. Ich konnte ihn lange ansehen und mir über ihn den Kopf zerbrechen. Zuerst schrieb er eifrig, und man sah nichts von ihm wie seinen langen Rock und sein langes Haar. Aber auf einmal drehte er sich um und

blickte nachdenklich auf die Klasse. Eine ganze Weile stand er schweigend da, und seine Augen liefen hin und her, und plötzlich lächelte er.

Dann fiel es ihm wieder ein, Zahlen auf die Tafel zu schreiben, und die Kreide quietschte vor lauter Eile und Intelligenz.

„Warum lachte er vorhin eigentlich?" fragte ich meinen Nachbar. Dieser erwiderte, wie ein Herr auf Besuch:

„Jeder Mensch hat seine Gewohnheiten."

Später entschloß sich Silius zu sprechen, aber nur von einer arithmetischen Aufgabe. Was er vorhin gedacht, weshalb er so schlau mit den Augen gezwinkert und gelächelt hatte, sagte er nicht. Vielleicht, dachte ich, wird er uns erst in den obersten Klassen seine eigentlichen Gedanken sagen; ja, es ist möglich, daß einmal, kurz vor der Prüfung der Reife, wir alle ebenso wie er pfiffig dreinschauen und lächeln und bloß mit den Blicken die gescheitesten Gespräche führen werden.

Silius ſchrieb, ſah uns lächelnd an und ſchrieb weiter. Wie Millionen weiße Käfer bedeckten die Ziffern die Tafel, wo ſie faſt keinen Platz mehr fanden, und es ſchien, daß ſie bald in Klumpen herabfallen, dann über den ganzen Fußboden ſich verbreiten, Bänke und Wände hinanlaufen, mich und alle anderen ertränken würden.

Dabei hatte ich die ſonderbare Empfindung, die Ziffern ſelbſt wären hier nicht die Hauptſache, und es wäre darum nicht notwendig, auf alle Einzelheiten gar ſo peinlich zu achten.

Das Lächeln und Augenzwinkern des Profeſſors ſchien mir zu ſagen:

„Die ganze Rechnung iſt ja nicht wörtlich zu nehmen. Es iſt eine Art Zeremonie mit verborgenem Sinn, den ihr im reiferen Alter von ſelbſt erkennen werdet. Jetzt könnt ihr ruhig träumen.“

Und ich gehorchte.

Bald ſaß ich nicht mehr in der Klaſſe, ſondern am Ufer des Meeres, zu Mittag. Die

Oberfläche des Waſſers war beſät mit ſpitzen Lichtnadeln, die unausgeſetzt zitternd tanzten. Zu meinen Füßen ſpielte das Meer wie ein Kind auf dem Sande. Ich ſah, wie eine Welle geboren wurde und ſich vom Salzwaſſer nährte und wuchs, bis ihr auf einmal von lauter Überfluß und Üppigkeit der Kopf vom Leibe fiel, und weißes Blut ergoß ſich reichlich, und ſie lag plötzlich da wie ein Blatt Papier. Und ſchon kam eine neue kleine Welle und wuchs, wuchs...

„Profeſſor Silius ſchaut her," bemerkte mein Nachbar.

Ja, Silius ſchaute, aber nicht mehr ſo wie früher. Sein Geſicht ſchien von uns etwas Beſtimmtes zu erwarten. Es fragte. Ich ſah mich unruhig um und ſah alle mit verdächtigem Eifer beſchäftigt. Auch mein Nachbar kritzelte ſchnell in ſeinem Hefte.

„Was machſt du?" erkundigte ich mich.

„Ich rechne wie die anderen!"

Wenn man nur immer wüßte, was die

anderen zu rechnen hatten. Der Nachbar wußte es jederzeit.

Da fragte mich Silius:

„Bist du fertig?“

Ich schüttelte den Kopf.

„Also rasch, rasch!“ rief er ungeduldig.

Dieser Ton berührte mich peinlich. Hatte er nicht eben angedeutet, die Ziffern auf der Tafel wären nicht so wichtig? Und nun fuhr er mich an, forderte von mir streng eine mir unbekannte Leistung.

Ich nahm den Bleistift zur Hand und schrieb zitternd irgendwelche Zahlen in mein lateinisches Heft.

Silius sah mich wie ein Messer an.

„Zur Tafel,“ sagte er leise.

In diesem Augenblick begann es, Gott sei Lob, zu läuten.

Aus unsinniger Freude darüber stürzte ich mich heftig mit dem nassen Schwamm auf die vollbeschriebene Tafel, als hätte ich die Glocke nicht gehört oder gedächte, wiewohl ich

sie vernommen hatte, aus leidenschaftlichem Ehrgeiz trotzdem mein Können zu zeigen.

„Ein anderes Mal," erklärte Silius.

Seine Stimme war so eigentümlich, daß ich aufschauen mußte, und — richtig, er lachte.

Ich lief tiefbeschämt zur Bank, um die Bücher zu holen, und dachte:

Er hat mich durchschaut. Er weiß, daß ich vorhin am Meeresstrand war und jetzt nicht eine einzige richtige Zahl hingeschrieben hätte.

„Ich gratuliere," sagte mir der Nachbar ganz ernst und mit bewundernder Achtung.

6.

Das Wandertheater

Die Tante war verändert; sie sah jetzt beinahe wie die Großmutter aus. Und sie redete nun zu uns viel artiger als früher, besonders in der ersten Ferienwoche. Dafür wurde sie selbst hier und da, als die einzige Tochter der Großmutter, von dieser ausgezankt.

Paul hatte schon viel erlebt. Er war schon in zwei Schulen gewesen und kannte daher verschiedene Verhältnisse. Jetzt war er Zögling einer Militärschule und trug eine Uniform. Hier, in dem kleinen Ort, hatte er nicht viel davon, und nur, wenn wir den Gendarmeriepostenführer irgendwo trafen, durfte er salutieren.

Aber Hanna war unzufrieden mit ihrem Schicksal.

„Valentin hat mich auf dem Gewissen," sagte sie zur Tante.

„Es ist eine Sünde," antwortete die Tante, „daß er dich noch immer nicht heiratet."

Ich verstand nicht, warum es eine Sünde war, Hanna nicht zu heiraten. Ich fand sie auch nicht hübsch, und ich hätte es Valentin gern gesagt, aber er diente nicht mehr bei uns. Unser Kutscher hieß jetzt Andreas. Er hatte nicht viel zu tun; darum gab ich ihm einmal den Auftrag, im Garten so tief zu graben, bis Wasser zum Vorschein käme. Und er grub an einigen Stellen. Es entstanden viel Berge und Abgründe, und das Wasser zeigte sich nicht.

„Es muß kommen," sagte ich, „wir haben es in der Anstalt gelernt."

Und doch kam es nicht.

Aber der Herr Apotheker verstauchte sich den Fuß, als er bei uns zum Abendessen geladen war und dann durch den finsteren Garten fortgehen wollte. Seither hatte er

einen großen Zorn auf mich und Paul, verklagte uns wegen jeder Dummheit bei den Großeltern, und diese glaubten ihm alles.

Sogar die Tante meinte schließlich:

„Es ist die höchste Zeit, daß die Ferien endlich einmal enden.“

Aber es war erst Ende Juli.

Vom Jähzorn des Apothekers macht man sich keinen Begriff. Seine eigene Frau hatte Angst vor ihm, obwohl sie größer war als er. Sie wäre eine Märtyrerin, sagte die Tante. Und doch aß sie den ganzen Tag Pfefferminzzuckerln.

Mir war trotz allem der Apotheker lieber als seine Frau, denn er erzählte wenigstens von Reisen und fremden Weltteilen. Er war bei den Wilden gewesen und beinahe skalpiert worden. Er hatte fliegende Fische und die Königin von England gesehen. Und einmal, in Brasilien, war er fast an gelbem Fieber gestorben. Mit gelbem Gesicht muß er entsetzlich gewesen sein, denn obendrein war

er rothaarig. Seine Hände waren bläulich-weiß wie geronnene Milch, und am längſten Finger hatte er einen Brillantring. Während des Sprechens zeichnete er mit den Händen in der Luft, und der Ring funkelte.

„Wir fuhren eben über den Kanal La Manche," erzählte er, „als uns ein entſetzlicher Seeſturm überraſchte . . ."

Er zeigte mit den Händen, wie das Schiff ſchaukelte, und er heulte wie der Wind, donnerte wie der ſchwarze Himmel, und ſein Ring erzeugte immerfort die prächtigſten Blitze.

„Nicht möglich," ſagte die Großmutter.

Und einmal rief ſogar die Frau Apotheker: „Nicht möglich."

Da fuhr er ſie aber entrüſtet an:

„Weißt du denn nichts mehr davon? Biſt du nicht ſelbſt dabei geweſen?"

Und ſie entſann ſich ſofort, daß ſie dabeigeweſen war, ja ſie erbleichte ſogar vor tödlichem Schrecken. Nur die Tante meinte immer, der Apotheker lüge wie gedruckt.

Und wir zwei mochten ihn später auch nicht übermäßig, besonders seit er sich unsertwegen den Fuß verstaucht hatte.

Die Apothekers kamen abends beide, aber vormittags erschien häufig die Märtyrerin allein und vergoß viele Tränen. Wir zwei durften nicht zuschauen, wie sie weinte. Meistens war bloß die Tante bei diesem Weinen, und sie stickte währenddessen, um keine Zeit zu verlieren.

Die Großmutter hielt eigentlich mehr zum Apotheker; sie meinte, heulende Weiber wären ein Kreuz für die Männer.

Der Großvater war unparteiisch. In allen Angelegenheiten. Er hatte ein besonderes Leben und zwei eigene Zimmer für sich und seine Patienten.

Seine Wohnung war vorn, rechts vom Eingang ins Haus; auf der entgegengesetzten Seite wie das Christkindzimmer und das Zimmer des Wartens. In dieser Großvaterwohnung war es still und ordentlich, als ob

kein lebendiger Menſch darin aß, ſchlief und rauchte. Machte er Krankenbeſuche, ſo hielten wir uns gern hier auf, betrachteten ſeine vielen Bilder, Bücher und langen Pfeifen oder ſuchten nach den Werkzeugen, mit denen er, wie Hanna ſagte, menſchliche Leiber aufſchlitzte.

In dieſem Zimmer roch es nach Weichſelholz und Rauch, im anderen nach Karbol und Kranken. Im erſten Zimmer war ein glattes, ſchwarzes Sofa, das ſich ſo angenehm kühl und reinlich anfühlte; ſetzte man ſich darauf nach langem Umherrennen in heißer, ſtaubiger Luft, ſo war man wieder ein Menſch. Und über dem Sofa hingen zwei Bildniſſe in dunklen Rahmen.

Manchmal ſchauten wir ſie an, und ich oder Paul ſagte:

„Unſer Vater und unſere Mutter.“

Der andere wußte es ohnehin. Aber es handelte ſich darum, es zu ſagen. Merkwürdig waren dieſe zwei gemalten Menſchen, die immer ſo auf uns blickten, als wollten ſie uns

etwas Wichtiges mitteilen. Wir konnten uns trotz aller Anstrengung der dunklen Zeit nicht erinnern, da sie wirklich zu uns gesprochen hatten.

Aber manchmal, nach dem Abendessen, besuchten wir den Großvater selbst und nicht nur seine Wohnung. Und da behandelte er uns so höflich, als wäre er gar nicht unser Verwandter.

Er konnte sagen: „Ich bitte, nehmt Platz."

Und er fragte mich:

„Wie viele seid ihr in der Anstalt?"

Oder er fragte Paul:

„Hast du noch immer die Absicht, dich nach Beendigung der Kadettenschule zur Kavallerie zu melden?"

Und Paul antwortete mit ernstem Gesicht:

„Ich habe diese Absicht."

Worauf der Großvater die höfliche Bemerkung machte:

„Das ist aber, soviel ich weiß, sehr kostspielig. Hast du also erwogen, woher du die Mittel dazu hernehmen würdest?"

„Ich habe es nicht erwogen," erwiderte Paul. Er war ganz rot geworden, ſo gefiel ihm der erwachſene Ton des Geſpräches, und er zog aus Verlegenheit ſein Schnupftuch aus der Taſche, und das Stehaufmännchen, das er einmal zu Weihnachten bekommen hatte, fiel zu Boden, wo es nach einigem Wackeln aufrecht ſtehenblieb.

Da platzten wir beide heraus, und der Großvater lächelte freundlich mit.

Ja, was Höflichkeit betraf, unterſchied ſich der Großvater ſehr vorteilhaft von den anderen Leuten im Hauſe. Wir hatten vor ihm viel Achtung. Auch darum, weil ſeine Kleider immer ſo ordentlich waren; man ſtaunte, wie ein Rock ſo ganz und gar ohne Flecke ſein konnte.

Manchmal kamen zu ihm Herren auf eine Kartenpartie, und wir zwei durften dabei ſein, ſolange wir nicht ſtörten. Vor dem Spielen redeten ſie uns an und lachten. Paul und ich mußten uns mit dem Rücken gegeneinander ſtellen, damit man ſehe, wer größer wäre.

Der Großvater bemerkte:

„Der Ältere iſt ernſt, aber Paul, der Jüngere, iſt wie Queckſilber.“

Da ſchauten ſie auf Paul, lächelten und warteten, daß er etwas Luſtiges anſtellte. Aber er ſtellte nichts an.

Dann wurden die Karten gemiſcht.

Ich verſtand bis zum Schluſſe nichts vom Spiel, aber es war nicht langweilig, denn die Herren machten von Zeit zu Zeit: „Hm, hm“ oder: „Schau', ſchau'“, und einer ſchlug ſich gar auf die Glatze, ſehr raſch, viele Male und ſagte dazu: „Ta-ta-ta-ta.“ Ich konnte lange daſtehen und ſie anſtaunen, wie ſie ſich erhitzten und verſchiedene Mienen und Ausrufe machten.

Hin und wieder wurde irgend etwas gezählt, aber ich hatte wie ſchon früher einmal in der Schule den Eindruck, die Ziffern ſeien hier nicht die Hauptſache; das Ganze müßte noch einen tieferen, verborgenen Sinn haben. Als ich mich einmal vorbeugte, um gleichſam

das Unſichtbare wahrzunehmen, warf ich den Aſchenbecher um.

„Da haben wir's!“ ſagte der Großvater ärgerlich. Ich ging ſofort weg und lachte, um nicht zu weinen. Der Großvater war ja bisher immer ſo höflich geweſen. Vor Beſchämung konnte ich an dieſem Abend lange nicht einſchlafen.

Aber ſchon den nächſten Vormittag führte uns der Großvater ſpazieren, als hätte es zwiſchen ihm und mir nie etwas Peinliches gegeben. Das Ziel des Spazierganges war immer der Garten der Apotheke, wo man Wein oder Sodawaſſer mit Himbeerſaft trinken konnte.

Haſſan, unſer Hund, der die Zukunft wußte, gab plötzlich ſeinen Schlaf vor der Veranda auf, ſtreckte und ſchüttelte ſich ein wenig und lief dann bellend, raſch und geradeaus, in der ihm wohlbekannten Richtung.

Wir drei, mit dem Großvater in der Mitte, gingen etwas langſam, damit der Spaziergang länger währte, über den Marktplatz,

an der Schule und dann an dem langen Zaun des gräflichen Parkes vorüber.

Vor dem Gasthof zur Sonne gab es einen Auflauf. Der Herr Oberlehrer und der Sonnenwirt, die unter den Leuten standen, riefen uns schon von weitem ein Wort zu, das Paul zuerst richtig hörte.

„Ein Theater ist da," erklärte er und rannte gleich voraus.

„Gehen wir hin?" fragte ich sofort den Großvater.

Aber er putzte sich erst die Brille und meinte: „Vorläufig wissen wir noch gar nichts."

Beim Gitter des Gasthofgartens standen viele Bauernjungen und gafften und zeigten auf allerlei merkwürdige Geräte, große Bilder, Kleider und Waffen, die unter den Bäumen wie Schätze der Sesamhöhle in Haufen lagen.

Auf einer Bank vor dem Gasthofe saß ein vornehmer Herr ohne Schnurrbart in einem gelben Anzug und pfiff laut, als wäre er allein auf der Welt.

„Ein Schauſpieler," erklärte der Wirt.

Der Kellner Theobald kam heraus, vor Hochmut die Stirn runzelnd, und befeſtigte zu beiden Seiten des Tores zwei große, rote Plakate.

Dabei ſchrie er zu den drängenden Bauern:

„Platz, ich bitte, Platz, meine Herren!"

Das alte Haus mit der gelben Sonne über dem Eingang ſah jetzt ſo wichtig und bedeutend aus wie das Rathaus. Selbſt der Oberlehrer und der Großvater blickten neugierig in die Toreinfahrt, als wären ſie nie drinnen geweſen.

Aber Haſſan, der vor nichts Achtung hatte, lief in die dunkle Öffnung hinein, und nun folgten ihm zuerſt zögernd, dann immer kühner und ſchneller die Bauernjungen.

Ich ſah ihnen neidiſch nach.

Der Großvater ſtellte ſich gleichgültig, ſchaute auf die Uhr, dann wie nebenbei auf ein rotes Plakat und bemerkte:

„Heute geben ſie die ‚Schöne Helena'."

Ich fragte: „Gehen wir hin?“

Darauf lachten der Großvater und der Oberlehrer ohne jeden Grund.

„Warum nicht gar!“ ſagte der letztere.

Dann erklärte er:

„Lauter Operetten. Morgen ſind die ‚Glocken von Corneville‘.“

Ich wollte wieder fragen. Aber im ſelben Augenblick ließ ſich eine ſehr laute, männliche Stimme vernehmen. Sie war von einem Wohlklang wie eine Harfe, die ich vor Jahren in San Remo gehört hatte.

„Hol’ euch der Teufel! Marſch, hinaus, Lauskerle und Schweinehunde!“ ſang die Harfe.

Und die Bauernjungen, die ſich in das Haus der Geheimniſſe eingeſchlichen hatten, flogen nun wie Pfeile wieder heraus.

Die ſchönſte Stimme der Welt tönte aber weiter, erfüllte die Luft mit heller Seligkeit.

Im Tore erſchien ein Mann mit einem großen Strohhut. Er war ohne Schnurrbart,

wie der Herr im gelben Anzug, aber noch vornehmer als dieſer. Mit einem Auge blickte er auf den Großvater und den Oberlehrer, lüftete nach einiger Überlegung wie zufällig den Hut, als dächte er: Meinetwegen, und ſah dann ſofort wieder weg, um nicht übermäßig höflich zu ſein.

Gleich darauf zeigte ſich eine Dame. Sie war in einem herrlichen lichtblauen Kleid, viel ſchöner als die Puppenkleider der Gräfin Malwine. Sie ſchritt ganz nahe an uns vorüber, und ein ſüßer Duft berührte mich warm, ja, umhüllte mich ganz, wie ein Seidenſchleier. Ich hatte ein Gefühl, das ſo war wie eine dunkle Erinnerung. Aber ich wußte nicht, woran es mich erinnerte.

Sie rief dem Harfenmann etwas zu, und dieſer blieb ſtehen.

„Das iſt wohl die ſchöne Helena," flüſterte der Oberlehrer.

Ich empfand dabei eine Art Schmerz, denn eben jene Helena war es ja, auf die ſich des

Oberlehrers: „Warum nicht gar!“ bezogen hatte. Aber noch mehr ſchmerzte es mich, als die ſüß duftende Dame einen Arm um die Schultern des Harfenmannes gelegt hatte und ſie dann miteinander weitergingen, leiſe ſprechend und lachend. Helenas Füße traten zart, vorſichtig und wie verächtlich auf den Schmutz unſerer Stadt, die faſt ein Dorf war, und vor lauter Ekel hob ſie ihr koſtbares Kleid ſo hoch, daß man die Strümpfe ſehen konnte.

Zwei Bauern ſtanden vor dem Zaun, andächtig, mit abgenommenen Hüten, ſperrten den Mund auf und ſchauten.

Es herrſchte eine Stille wie in der Nacht, und es war ſchrecklich heiß.

Da ſchrie ich: „Paul!“

Denn Paul war den beiden nachgelaufen, um ſie genauer zu ſehen.

„Der Jüngere iſt wie Queckſilber,“ murmelte der Großvater.

Der Oberlehrer drehte ſeinen Schnurrbart, von dem die Tante ſagte, er wäre gefärbt.

„Die Dame iſt von einem Liebreiz," ſprach er leiſe.

Paul kam langſam zurück.

„Was willſt du denn?" fragte er mich verwundert.

Ich wußte nicht, was ich eigentlich wollte. Und kurz darauf begannen wir, ohne beſonderen Anlaß, furchtbar miteinander zu raufen. Wir lagen auf der ſchmutzigen Erde, bearbeiteten uns mit den Fäuſten, zerrten einander an den Haaren. Keiner wußte recht, warum.

„Aber meine Lieben . . .," ermahnte höflich der Großvater.

„Das iſt denn doch . . .," begann entrüſtet der Oberlehrer.

Aber einige Zeit ſpäter ſaßen wir ruhig an einem Tiſch des Apothekergartens und unterhielten uns artig mit Otto und Dora.

Otto ſagte:

„Während ihr nicht hier wart, haben wir noch ein Kind bekommen. Es iſt ganz klein,

und die Mutter gibt ihm noch Milch aus ihrer eigenen Bruſt."

Wir tranken Sodawaſſer mit Himbeerſaft und hörten dabei, daß alle Theater der Welt zuſammengenommen nichts wären im Vergleich mit jenem, das der Herr Apotheker in Valparaiſo geſehen hatte.

Die blaſſe Frau Apotheker lauſchte mit erſtaunten Augen. Sie roch nach ihrem kleinen Kind. Der Wein, den der Großvater und die anderen Herren tranken, koſtete ſehr viel, denn der Herr Apotheker hatte ihn perſönlich aus Südſpanien gebracht.

„Mit der ‚Schönen Helena'", ſprach der Oberlehrer und ſtrich über ſeinen Vollbart, „ſind für mich ſüß-wehmütige Jugenderinnerungen verknüpft."

Und er ſang mit tiefer Stimme:

„Holder Jüngling ſondergleichen . . ."

Aber mitten in ſeinem Geſang war Paul wie verrückt aufgeſprungen und ſalutierte mit rotem Geſicht, grimmig ernſt und heftig.

Irgendwo, ganz weit, war der Gendarmerie-Postenführer vorbeigegangen.

Alle lächelten freundlich, und der Großvater erzählte ihnen, wie Paul davon träumte, Kavallerist zu werden.

„Aber der Ältere ist ernst," schloß er.

Im Garten roch es nach Jasmin, und mir tat dieser Geruch sonderbar weh im Herzen, und ich dachte: Ich will nicht ernst sein! Ich will wie der Harfenmann mit einer Schauspielerin gehen und lachen!

Dann sagte ich zu Paul: „Du wirst sehen, sie nehmen uns nicht mit ins Theater."

7.

Die alte Hexe

Und sie nahmen uns wirklich nicht mit. Vielleicht war es eine Art Strafe, aber für Dinge, die wir erst später anstellen sollten. Die Erwachsenen wissen wohl alles Schlimme, das wir tun könnten, im voraus.

Und wirklich führten wir uns dann sehr ungebührlich auf. Beinahe täglich passierte uns etwas, worüber alle schimpften und klagten.

„Sie richten mehr Schaden an als die schädlichsten Tiere," sagte die Tante zum Oberlehrer, den es nichts anging, „und obendrein öffnen sie nicht den Mund, ohne ganz fürchterlich zu lügen."

Ich habe meistens nur gelogen, und Paul allein richtete Schaden an. Die Scheibe vom Glashaus im gräflichen Park hat er zerbrochen,

und er war es auch, der bei unſerer Eberjagd im Hofe eine Gans erſchlagen hat. Aber alles zählte ſo, als hätten wir es beide getan.

„Die zwei waren es," hieß es immer.

Und Paul ſagte, obwohl er als Militärſchüler mit Latein nichts mehr zu ſchaffen hatte:

„Wir ſind das reinſte Plurale tantum."

Ich hatte aber einen Verdacht. Alles, was mir in dieſer Zeit das Leben verdarb, war das Werk eines entſetzlichen, bei Tag unſichtbaren Weſens, von dem ich ſeit unſerer großen Reiſe nicht mehr geträumt hatte.

In der erſten Nacht, nach Ankunft des Theaters, erſchien mir wieder das alte Weib ohne Augen, Naſe und Haare.

Diesmal begegnete ich ihr auf einer engen, unheimlich finſteren Treppe, auf der ich bisher noch in keinem Traum geweſen war.

„Ach, da biſt du wieder," freute ſie ſich, „das iſt ſchön, das iſt ſchön!"

Sie machte ſich ſchrecklich breit, verſperrte mir ganz den Weg.

„Warſt du nicht ſchon längſt auf der großen Reiſe geweſen? Nun darf ich dich alſo auffreſſen. Du hatteſt es ſelbſt mit mir ſo vereinbart.“

„Aber jetzt bin ich auf Sommerferien,“ ſagte ich. Dabei begann ich heimlich die kleine Zehe meines linken Fußes zu bewegen.

Sie drohte mir mit dem Finger.

„Mir ſcheint, mir ſcheint, du verſuchſt aufzuwachen.“

Ich gab offen zu, daß ich aufwachen wollte, und traf weitere Anſtalten mit der Zehe. Mir ſchien es ſogar, ich würde ſchon allmählich munter. Ich konnte bereits von weitem unſer Haus ſehen und dachte: Bin ich einmal drinnen, ſo werde ich ganz aufwachen und den Morgenkaffee ins Bett bekommen.

Die alte Hexe gab mich nun anſcheinend auf, denn ſie wandte ſich ab und entfernte ſich langſam. Aber ſelbſt von rückwärts ſah ſie ekelhaft aus; ganz wie ein aufrechtgehender, gelber Laufkäfer.

Ich aber ſtand bereits vor der Pforte unſeres kleinen Gartens. Jemand öffnete mir; ich wußte nicht, wer. Im Flur kam ich plötzlich nicht weiter, und da erkannte ich, daß ich noch immer träumte.

Meine Augen waren wie verklebt. Als es mir gelang, ſie ein wenig zu öffnen, ſah ich Nina, das Waiſenkind. Sie war bloß im Hemd, und ihr kleines Geſicht lächelte ängſtlich.

Auf einmal war ich in dem Zimmer, in dem ich während der Ferien ſchlief. Gottlob, dachte ich und legte mich raſch ins Bett, um endlich vom Traum aufzuwachen.

Aber unter der Decke war es ganz eigentümlich warm und weich.

„Wer iſt da?“ fragte ich, denn ich ſpürte neben mir etwas Lebendes, aufregend Fremdes. Niemand antwortete. Mein Herz hielt ſtille, meine Kehle ſchnürte ſich zuſammen, und ich fühlte in mir ein ſonderbares, heißes Rieſeln, wie wenn mein ganzer Leib weinte.

„Warum ſchreit ihr ſo?“ hörte ich plötzlich.

Ja, nun war ich wirklich aufgewacht. Neben meinem Bett ſtand Hanna mit dem Kaffee.

„Ich war's nicht,“ verteidigte ſich Paul, der auf dem Sofa lag, „Adam hat allein geſchrien.“

Aber Hanna ärgerte ſich.

„Du oder Adam, es bleibt ſich gleich! Wißt ihr nicht, daß der arme Großvater ſterbenskrank iſt?“

Wir hatten es nicht gewußt. Als wir ſchon angezogen waren, kam die Tante, wieder einmal mit verweinten Augen, und ſagte:

„Geht jetzt gleich in den Schloßpark und kommt nicht vor dem Mittageſſen heim, denn im Hauſe muß Ruhe ſein.“

„Es wird ein luſtiger Tag,“ ſagte Paul.

Aber ich konnte mich anfangs nicht recht freuen, denn ich ſpürte einen ſchrecklichen Zorn auf Nina, weil ſie mir geträumt hatte.

„Warum gehſt du ſo ſchläfrig?“ fragte mich Paul.

Erſt ſpäter, im Schloßpark, war ich wieder beſſer aufgelegt. Denn ich hatte den Park ſchon viele Jahre nicht geſehen, und nun roch er wieder, und ich erinnerte mich, wie es war. Er war wie ein Land für ſich, mit weiten Wieſen, dunklen Wäldern und ſogar mit einem eigenen Fluß, über den eine Brücke führte. Und wir durften überall umherlaufen, und es war ganz leer auf allen Wegen. Die gelben, feuchten Blätter vom vorigen Jahre lagen auf dem friſchen Gras, und wie roch der Park! Wie ein Buch, aus dem uns Onkel Theodor, als wir klein waren, Märchen vorgeleſen hatte. Und der alte Herr Graf konnte nirgends plötzlich erſcheinen, denn er war gelähmt und mußte immer im Schloſſe ſitzen.

Ich war kurze Zeit allein, denn Paul hatte ſich im Wald zu verkriechen, und ich ſollte ihn erſt nach einer Weile ſuchen und ihn mit einem Laſſo fangen. Ich wartete alſo unter einem dicken Baum, der von einem Blitz zerriſſen war, und weil mir die Zeit lang

wurde, legte ich mich wie der Häuptling „Die rote Hand“ auf die Erde, um zu horchen.

Plötzlich kamen aber Menschen, lachten, als sie mich liegen sahen, und ich stand schleunigst auf. Es waren nur Paul und Gräfin Malwine.

Als sie mich fragte, was es Neues gäbe, erzählte ich ihr ein wenig vom Theater im Gasthof zur Sonne.

„Warst du denn drinnen?“ fragte sie mich und sah mich, wie listig, von der Seite an.

Da beging ich wieder die Sünde und log: „Wir gehen dorthin jeden Abend.“

Paul zwickte mich schrecklich, aber ich ertrug es ruhig und widerrief gar nichts, denn es war zu spät.

„Mit wem?“ fragte sie weiter.

„Mit dem Großvater.“

„Er ist ja krank, nicht?“

„Nur ein bißchen. Ins Theater kann er schon gehen.“

„So —“

Sie dachte ein wenig nach und erkundigte ſich dann wieder:

„Und was für Stücke habt ihr bisher geſehen?“

Ich huſtete zuerſt, und Paul zwickte mich zum zweitenmal, aber dann ſagte ich:

„Vor allem die ‚Helene‘. Dann die ‚Glocken‘... Dann ein Stück von einer Fledermaus. Und ... warum iſt dieſer Baum ſo zerriſſen?“

Sie lächelte.

„Von einem Blitz, wie du ſelbſt weißt... aber ſei ſo gut und erzähle mir von jener Fledermaus.“

Ich huſtete wieder und begann:

„Sie war natürlich verzaubert. Früher war ſie eine Gräfin geweſen, wie du. Aber ſie hatte verſchiedene Laſter, und darum verwandelte ſie eine alte Hexe, die von rückwärts ſo ausſah wie ein gelber Laufkäfer, in eine Fledermaus. Später wurde ſie mit einem Helden bekannt, den der König in den

Kerker geſtoßen hatte. Es war ihm ſehr langweilig, allein zu ſitzen. Nur ein ganz kleines Fenſter war offen, das war der einzige Troſt, und durch dieſes Fenſter flog jeden Abend die Fledermaus herein, und der Held war zu ihr ſehr freundlich.“

Jetzt wußte ich ſchon das ganze Stück bis zu Ende und war nicht mehr verlegen.

„‚Alle Leute ekelt es, wenn ſie mich nur ſehen,‘ ſprach die Fledermaus zum Helden, ‚und ſie jagen mich weg oder ſchlagen mich tot. Warum biſt du zu mir ganz anders? Bin ich nicht über alle Maßen grauslich?‘ ‚Nein,‘ antwortete der Held. Aber ſie war grauslich, und er hatte nur Mitleid. ‚Es wäre edel, wenn ich ſie auf den Mund küßte,‘ ſprach der Held beiſeite, ‚aber ich kann mich, weiß Gott, nicht überwinden, und ſie ſtinkt obendrein.‘ Doch gewöhnte er ſich an ihre Stimme und an das Geräuſch ihrer Flügel. Dieſe kniſterten wie das Papier, von dem man Tüten für Bonbons macht —“

Als ich so weit war, kam die Kammerjungfer Viktorine vom Schloß und sagte:

„Der Herr Graf lassen bitten.“

Aber Malwine ging nicht gleich fort, sondern fragte noch:

„Und hat er sich schließlich überwunden?“

Ich sah, daß sie schrecklich neugierig war, und darum schwieg ich eine Zeitlang, runzelte die Stirn und spürte eine große Genugtuung.

„Geh' nur ins Theater,“ sprach ich endlich, „und du wirst es selbst hören und sehen.“

„Ich glaube nicht,“ antwortete sie, „daß ich dein Stück dort sehen würde.“

Dann ging sie fort.

„Warte!“ sagte Paul, „noch heute kommt es auf, daß du wieder gelogen hast. Und der Großvater geht ins Theater? Wie konntest du das behaupten? Wenn er heute stirbt, wie stehst du da! Auf ewig bist du dann blamiert!“

Er sah mich schadenfroh an und fügte hinzu:

„Jetzt tut es dir selbst leid.“

Aber ich antwortete:

„Gar nicht. Ich habe nur so einen Überdruß vom Erzählen. Darum schaue ich so aus.“

Nach einer Weile fragte Paul:

„Hat er schließlich doch die Fledermaus geküßt?“

Ich dachte ein wenig nach und erklärte dann:

„Ja, er hat es doch getan. Ihr Mund hatte einen Geschmack wie trockene Blätter. Aber nach dem Kusse verwandelte sie sich sofort. Und das war die Belohnung für den Helden. Das Häßliche fiel von ihr ab, und ihre weiße Gestalt kam zum Vorschein. Wie eine geschälte Mandel. Und sie umarmten sich. Dann sprach sie eine Zauberformel, und die Mauern des Kerkers stürzten zusammen, und der Held war frei. Er lief davon.“

„Zusammen mit ihr?“

„Ja,“ antwortete ich ganz kurz.

Denn jetzt schmerzten mich noch mehr die Schläfen, ja sogar die Mundwinkel von lauter Lügen.

Wir gingen nach Hauſe. Vor der Schule ſtand der zweite Doktor, den man immer holte, wenn die Tante oder jemand anderes von uns im Bette liegen mußte. Er ſprach gerade einer Dame etwas ins Ohr, und ſie hatte ein lichtblaues Kleid und war die ſchöne Helena.

Paul ging gleich hin und fragte den Doktor:

„Ich bitte, wie ſpät iſt es?“

„Viertel Eins,“ brummte der Doktor unfreundlich, und dann ſprach er zur Helene:

„Immer müſſen einen alle Kinder fragen, wie ſpät es iſt.“

„Gott!“ ſchrie Paul entſetzt, „viertel Eins! Hörſt du?“

Und er begann wie verrückt zu laufen, denn das Mittageſſen war immer pünktlich um Zwölf.

Aber es war noch nicht einmal gedeckt. Die Großmutter, die Tante und ſogar Hanna waren alle im Zimmer des Wartens, und ſie aßen nicht, ſondern ſtanden da, als ob ſie wirklich warteten.

Die Tante ſprach zu uns beiden:

„Geht nun ein wenig zum Großvater.“

Wir ſchauten ſie ängſtlich an; ich dachte: vielleicht ein anderes Mal.

Doch die Tante erriet unſere Gedanken:

„Wer weiß,“ flüſterte ſie, „vielleicht iſt er morgen nicht mehr am Leben.“

Jetzt ſchien es mir noch ſchwieriger, dorthin zu gehen. Ich hielt es für ſicher, er würde mit uns über ſeinen morgigen Tod reden.

Aber es mußte ſein.

„Wie geht es euch?“ fragte der Großvater höflich.

Paul antwortete: „Danke, gut,“ und er ſchaute auf mich, und ich ſagte dasſelbe, und wir wurden beide rot. Zuerſt traute ich mich nicht, den Großvater anzuſehen. Im Zimmer war aber alles wie jeden Tag, rein und ordentlich.

Der Großvater ſagte:

„Sprecht nur, bitte, ſprecht laut, wie immer.“

Da ſah ich ihn an, und zu meiner Freude war er raſiert und gekämmt. Er iſt gar nicht unheimlich, dachte ich.

„Lernt nur fleißig . . .," begann er leiſe.

„Jetzt ſind ja Ferien," bemerkte Paul.

Er lächelte.

„Natürlich, natürlich," ſagte er zuvorkommend, „ich meine, nach den Ferien, und ich ſagte es deshalb jetzt, weil es immerhin möglich iſt, daß ich ſpäter . . . hm . . . nicht in der Lage ſein werde . . ."

Er ſtockte.

Wir warteten, aber er ſagte nichts mehr. Schließlich ſtreichelte er uns, immer lächelnd, wie zum Abſchied, und wir gingen.

Im Zimmer des Wartens war ein Beſuch.

„Wie war er?" fragte Hanna.

„Er hat das beſte Benehmen, das es gibt," ſagte ich und ſpürte große Dankbarkeit für den Großvater, daß er nicht unheimlich war.

„Dieſe Kinder," bemerkte der Beſuch, wie jemand, der lachen muß.

Da erkannte ich ihn, es war der Doktor. Und ich rief erfreut: „Wir haben Sie erſt vor einem Augenblick mit der ſchönen Helena geſehen!“

Der Doktor machte ein ſchrecklich erſtauntes Geſicht und ſagte der Großmutter, er verſtände kein Wort.

„Sie lügen ja entſetzlich,“ meinte die Großmutter.

„Ich gebe mein Ehrenwort,“ rief ich empört.

„Ich gebe auch mein Ehrenwort,“ rief Paul.

Da kam die Tante und führte uns hinaus. Diesmal durften wir nicht einmal mit den anderen bei Tiſch ſitzen, ſondern wir bekamen unſer Eſſen in der Küche.

Und ſeither wurde ich noch viel ſchlechter. Mein Herz war ganz verhärtet.

Nina, das Waiſenkind, ſchaute uns immer an, wenn wir in den Schloßpark gingen. Ich wußte, daß ſie mitgehen wollte, aber ich tat, als wäre ſie gar nicht da.

Denn ich war voll häßlichen Zornes auf ſie, ſeit ſie mir geträumt hatte.

Paul ſagte:

„Mir ſcheint, ſie geht uns heimlich nach.“

Das entrüſtete mich ganz merkwürdig.

„Gehſt du ſofort nach Haus?“ ſchrie ich.

Aber ſie ſchämte ſich, gleich zu gehorchen.

„Nein,“ ſagte ſie leiſe und lachte.

Sie tat, als wäre alles nur Spaß. Blieben wir ſtehen, ſo tat ſie dasſelbe, und dabei zitterte ſie vor meinem Zorn. Ihre Angſt reizte mich noch mehr.

„Wart' nur, wart'!“ drohte ich ihr.

Da hing ſie ſich in mich ein. So unverſchämt zudringlich wurde ſie vor lauter Verlegenheit.

„Laßt das arme Kind in Ruh'!“ hörten wir Hanna ſchreien, die auf einmal da war.

Erſt jetzt hörte Nina zu lachen auf. Sie glotzte uns an, als ob ſie ſich auf etwas beſänne, und begann plötzlich zu weinen.

„Ich habe ſie nicht geprügelt!“ rief Paul.

„Ich habe ſie auch nicht geprügelt!“ rief ich. Das nützte uns aber gar nichts. Jetzt begann

ſogar Hanna ſelbſt zu weinen, und ſie ſprach ſonderbar höhniſch und bitter:

„Natürlich nicht! Ihr ſeid immer unſchuldig! O, ihr beiden Heiligen! Ihr weißen Lämmlein! Komm', du meine Arme, ... komm' ..."

Und ſie führte Nina weg, und dieſe ſchluchzte jetzt nach Herzensluſt, ganz laut, offen und mutig.

Meine Sündhaftigkeit aber wurde immer ſchlimmer. Nun war ich gegen das Waiſenkind wirklich wie der leibhaftige Teufel. Sie wollte trotzdem wie früher immerfort mit uns ſpielen oder in den Schloßpark gehen. Aber nun begnügte ich mich nicht mehr damit, ſie mit Schreien zu vertreiben, ſondern ich prügelte ſie ſo ſtark, daß ſie jämmerlich weinte. Ich war wie beſeſſen. Ich wußte gar nicht, wie ſchlecht ich war, in dieſen Tagen.

Und vielleicht waren es in Wahrheit nicht ſo viele Tage geweſen, wie es mir ſpäter vorkam. Denn ſie begannen kurz vor der

Krankheit des Großvaters, und dieſe dauerte nicht lange, und dann war ich wieder ruhig und artig. Aber ſie waren heiß, und in der Nacht hatte ich immer Hexenträume.

Einmal waren wir mittags vom Schloßpark heimgekehrt, und Nina ſtand im Hofe. Es wunderte mich, daß ſie uns kommen ſah und ruhig ſtehenblieb, als fürchtete ſie ſich nicht mehr vor den Püffen.

Sie ſagte:

„Der Großvater iſt geſtorben.“

In demſelben Augenblick trat aus dem Hauſe eine alte Frau mit einem gelben Kopftuch heraus. Erſt als ſie an mir vorbeigegangen war, überlief es mich kalt. Von rückwärts ſah ſie aus wie ein großer, gelber Laufkäfer.

8.

Der ſchwarze Vorhang

Durch die vergitterten Fenſter ſah man noch Tageslicht, aber im großen Saal unſerer Abteilung war es ſchon Abend. Und alles ſchien ruhig und freundlich, weil die warmen Lampen über den Tiſchen brannten. Nur die Mitte des Saales war dunkel.

Wir waren zwanzig und lernten, aber man hörte keine laute Stimme, als ob alle ſchliefen.

Der Rote hielt ein Buch vor ſich, aber es war immer dieſelbe Seite, die er anſtarrte. Ohne ſich anzuſtrengen, ſaß er da wie im Lehnſtuhl, und es war beinahe ärgerlich, ſeine aufrichtige Faulheit zu ſehen.

Hin und wieder ſagte er zu mir etwas, aber wenn ich antwortete, ſo fragte er: „Was?“ Und weil er ſo ſchlechte Ohren hatte, war es

gefährlich, beim Studium neben ihm zu ſitzen, denn das Kamel bemerkte gleich, daß man ſchwatzte.

Um ſieben Uhr ſollten in unſerer Kapelle Vigilien beginnen. Der Rote wollte wiſſen, für welchen verſtorbenen Kaiſer oder Prinzen wir diesmal die Andacht hatten, und ich ſagte ihm dreimal: „Für Karl den Sechſten.“

Aber er fragte trotzdem weiter, und nun gab ich's auf, denn das Kamel ſchaute her.

In einer Viertelſtunde, dachte ich, zerreißt das Glockenzeichen die Luft, und alles kommt in Bewegung. Und den nächſten Tag war keine Schule.

Nun ſagte auch der Rote:

„Morgen iſt gottlob Sonntag, aber ich habe keinen Ausgang, wegen der Ohrfeige, die ich dem kleinen Mops zufällig gegeben habe.“

Ich kannte ſchon die Geſchichte von der Ohrfeige und hörte nicht weiter zu, aber nun begann mein anderer Nachbar, das Zuckerl, mit ſüßer Fräuleinſtimme:

„Wie wundervoll, morgen ſieht man wieder die Welt. Die Frau von meinem Vetter iſt eine Schönheit, und wir gehen zu dritt ins Operntheater.“

Ich verſetzte:

„Die Tochter von meinem Onkel Adam, Lucie, iſt ſchon ſechzehn Jahre alt.“

Aber eigentlich war Lucie erſt Elf.

Das Zuckerl fuhr fort:

„Die Frau von meinem Vetter duftet wundervoll nach Veilchen, und ſie hat eine unerhört dünne Taille.“

Da fragte der Rote:

„Was ſchwatzt das Zuckerl?“

Der lange Ungar hinter uns murmelte:

„Cado, cadere, cecidi.“

„Wirſt du gleich aufhören!“ ärgerte ſich der Rote. Das Kamel klatſchte mit den Händen. Und der Ungar büffelte hartnäckig weiter. Er war ſtark und geſund, aber das unbarmherzige Latein würgte ihn und drückte ſeinen Schädel nieder. Hin und wieder überkam

ihn die Schwäche, und er flüſterte ſeine Verba leiſe und ſchmerzlich wie das letzte Gebet. Dann nahm er ſich aber wieder zuſammen, hob den ſchwarzen Kopf in die Höhe und ſang trotzig, hell, herausfordernd:

„Cado, cadere . . .“

Damit ſteckte er für mehrere Minuten die Nachbarn an, und es entſtand in ſeiner Nähe ein kleines Gewitter von lautem Eifer.

Der Rote höhnte:

„Cado, cadere . . . Wozu brauche ich den Unſinn? Ich werde Dragoner.“

Ich dachte nach.

„Eigentlich“, ſagte ich zum Roten, „weiß ich ſelbſt nicht, wozu wir alle dasſelbe lernen. Jeder von uns iſt ja anders. Wenn man nur an die vielen Nationen denkt, die in dieſem Saal zuſammenſitzen! Sogar ägyptiſche Prinzen gibt es unter uns . . . Und hier ein Türke und dort zwei Japaner . . .“

„Mit dem kleinen Mops bin ich noch lange nicht quitt,“ brummte der Rote.

„Jeder iſt anders," ſprach ich weiter. „Das Zuckerl ſeufzt wie ein Mädchen und rauft niemals, und du biſt im Gegenteil wie ein Tiſchler und haſt ſchon faſt einen Schnurrbart, und jeder hat einen anderen Kopf, andere Augen und Ohren ... Aber wir alle lernen jetzt die dritte Konjugation und gehen in ein paar Minuten zu den Vigilien für Karl den Sechſten ..."

„Genug!" unterbrach mich wütend der Rote, „man wird verrückt von deinem Unſinn!"

Aber ich wandte mich um und ſah alles wie zum erſtenmal. Als wäre ich plötzlich in der Nacht geweckt worden und begriffe nicht meine Körperlage, wüßte nicht, wo mein Kopf ruhte, und wo meine Beine wären. Ich fragte mich: Wie bin ich eigentlich hierhergeraten? Was iſt dieſer Ort? Wer iſt der Rote und wer die anderen? Was heißt es überhaupt, auf der Welt zu ſein?

Und da erſtarrte alles, was mich umgab, wie ein Bild. Selbſt der Ungar hörte zu

murmeln auf. Als wäre alles über mein Staunen erstaunt.

Es erwachte die Glocke, und „trrrr . . .," tönte es lange.

Sofort fluchte eine Stimme, hilflos, weinerlich. Es war der Storch. Die Glocke tat ihm weh.

Das Kamel schlug seinen Roman zu.

„In die Kirche!" kommandierte er, „Vigilien für weiland Seine Majestät Kaiser Karl den Sechsten."

Alles wurde laut, und man stürzte sich auf die Mäntel und Mützen.

Der Storch jammerte:

„Immerfort Glockenläuten und Händeklatschen! Man bringt mich um mit dem unnützen, wahnsinnigen Lärm."

Das Kamel wies ihn streng zurecht, und die Zöglinge lachten. Ich verstand ihn vortrefflich, aber ich mußte mitlachen.

Die Kapelle war groß wie eine richtige Kirche, und doch war sie nur ein kleines Teilchen der Anstalt, in deren Eingeweiden sie

irgendwo ſteckte. Die Tür zum Chor war im erſten Stock, und der Eingang für uns Zöglinge befand ſich unter der Erde. Aber wo ſie ſelbſt war, konnte ich vom Hof oder Garten aus nie auch nur beiläufig ſagen. Es ſchien mir oft, als exiſtierte die Kapelle nicht immer, ſondern nur dann, wenn man ſie beſuchte.

Der Storch ſtelzte vor mir her in ſeinem kurzen Mantel, verdrießlich, knieweich, träge.

„In dieſem Hauſe wohnte einſt eine Prinzeſſin," brummte er, wie zu ſich ſelbſt.

Er hatte zwei große Beulen auf der Stirn, und ſie kamen mir vor wie Neſter, darin die vielen Gedanken wohnten, die ihn ſo ſchmerzten.

„Hier gingen Hofdamen in Spitzen und jetzt ... pfui Teufel ... es ſtinkt nach Gas, und man hört die ſchweren Schuhe von ordinären Kerlen ... O das Kamel, der unausſtehliche Rote ..." Er haßte den Roten wegen deſſen lauter Stimme und roher Körperkraft.

Es kam ein Korridor, in dem man abends nicht ſprechen durfte. Niemand wußte den Grund, aber es war eine alte Vorſchrift aus der Zeit der Prinzeſſin. Am Plafond ſchwebten dicke roſige Amorknaben, die einander Kränze reichten.

Und als der Gang paſſiert war, blieb der Rote ein wenig zurück und ſchlug den kleinen Mops auf die Naſe. Das Kamel klatſchte wie verrückt und gab dem einen und dem anderen drei Stunden Abzug vom nächſten Ausgang. Überhaupt trat lebhafte Bewegung ein nach dem Schweigen.

Man verhöhnte den Mops:

„Beſchwer' dich bei deiner Tante, der Königin."

Er war wirklich mit einer Königin verwandt, und dies ſchien mir, weil er ſo klein und häßlich war, wie ein Märchen, und ich ſetzte ihm in Gedanken eine Krone von Goldpapier auf und drehte mich dann öfter um, um zu ſehen, wie ſie ihm paßte.

Vor dem Eingang in die Kapelle entstand aber ein Gedränge, denn mehrere Abteilungen waren gleichzeitig gekommen, und außer unserem Kamel klatschten und riefen noch einige andere Präfekte. Wir mußten älteren Jahrgängen den Vortritt lassen und warten, aber es war ganz unterhaltend, denn unter den Großen, die schon breite Rücken und dicke Muskeln hatten, gab es manche, die man beneidete und wenigstens einmal von der Nähe sehen wollte. Einer von ihnen reichte dem Roten die Hand, was auf uns alle tiefen Eindruck machte, und dann sprachen die beiden miteinander, und der Große zeigte dem Roten die bedeutendsten von seinen Kollegen. Dabei hörte man Namen, die jeder in der Anstalt, auch der Dümmste, kannte.

„Das ist Zilgitz," sagte der Große.

Und alle fragten: „Welcher? Welcher?" denn Zilgitz war der beste Springer, den es gab. Er war darin so ausgezeichnet, besonders im Hochspringen, daß wir gewisse schwarze

Gummibälle nach ihm benannten und uns, wenn wir „Zilgitz“ ſagten, darunter nicht mehr einen Menſchen, ſondern eine Kraft vorſtellten.

„Es iſt der Kurzgeſchorene dort, mit der Adlernaſe, der jetzt lacht ...,“ ſprach der Große nun zu uns allen.

Und wir ſchwiegen, ſtarrten den Berühmten an und ſtaunten, daß ein Mann wie er ſo gewöhnlich lachen konnte und nicht immerfort ein Geſicht machte, das einzig zu ſeinen Verdienſten paßte.

Wie verhältnismäßig klein und jung er iſt, dachte ich bewundernd, und ſchon hatte er einen Namen wie Franklin, der Erfinder des Blitzableiters. Wie laut wird erſt, kommt er einmal aus der Anſtalt hinaus, ſein Ruhm in der Welt werden!

„Und der Lange, Blaſſe, der jetzt eine Nußtorte ißt, ſchaut hin, es iſt Chiotti.“

Unſere letzten Paare drängten ſich vor, um jenen Chiotti zu ſehen, der vor Jahren dem Kamel eine Ohrfeige gegeben hatte.

„Hat er's wirklich getan?“ fragte man bewundernd.

Ich aber mußte, als uns so der Große jene Männer zeigte, an Helena denken, wie sie dem König Priamos vor Ilion die ersten Achaier-Helden nannte.

Und auf einmal leuchtete es rot in meiner Seele auf, so zauberhaft geheimnisvoll, wie es einst in den Fenstern des Christkindzimmers gebrannt hatte.

Ich empfand eine plötzliche Freude, als grüßte mich einen Augenblick lang mein künftiges Leben.

Da kam an uns die Reihe, und wir traten in die Kapelle ein.

„Wir sitzen nebeneinander,“ erinnerte mich der Rote.

Die Altäre waren verhängt, statt der Bilder sah man große weiße Kreuze auf schwarzem Grund.

Vom Chor tröpfelten schon Teilchen von menschlichen und Instrumentenstimmen herab.

Als ob dort oben alles bis zum Platzen mit Musik geladen war.

Dann begann es aber ganz leise, und zuerst nur Gesang.

„Wie traurig," seufzte hinter mir das Zuckerl.

Über den Bänken brannte Gas.

In der Kapelle war Abendlicht, und es schien mir sehr anheimelnd. Der schwarze Vorhang mit dem weißen Kreuz vor dem Hauptaltar war dadurch weniger traurig. Ja, ich hatte die Empfindung, als wäre das milde, freundliche Lampenlicht, das mich an die Abende im Zimmer des Wartens erinnerte, eine Art Beweis gegen die völlige Finsternis im Grabe.

Ich stellte mir den toten Großvater vor, und er lag nicht mit gefalteten Händen im Dunkeln, sondern saß in einem warm beleuchteten Zimmer und rauchte seine Pfeife. Es gab auch dort einen Abend. Es gab gewiß eine große Hängelampe unter der Erde.

Ich ſagte meine Gedanken dem Roten.

Und er antwortete: „Kuſch!“

Aber ich ſchaute zuverſichtlich auf die ruhig brennenden Lampen und Kerzen, und ich ſah die Wohnung des Großvaters und der anderen Toten. Ich dachte daran, wie ſie dort beiſammen ſaßen und plauderten und dann ſchlafen gingen.

Plötzlich ſtand das Kamel neben mir. Er ziſchte mich an:

„Wohin ſchauſt du? Warum machſt du ein ſo heiteres Geſicht? Es iſt eine Trauerandacht! Woran denkſt du? Denk' an den Tod!“

Und ſofort erloſch alles Licht in der Wohnung der Verſtorbenen.

Der Großvater lag unter der Erde, allein, kalt, im tiefſten Dunkel.

„Fünf Jahre haben wir noch vor uns,“ ſeufzte hinter mir das Zuckerl.

Ja, dachte ich, fünf Jahre iſt eine ſchrecklich lange Zeit, und vielleicht überlebe ich ſie nicht, komme nie aus dieſer Anſtalt heraus.

Ich blickte auf den ſchwarzen Vorhang mit dem weißen Kreuz und betete:

„Flieg' hinauf! Öffne dich, wie die Tür zum Chriſtkindzimmer! Daß ich die Sonne ſehe und mein künftiges Leben!“

Aber der Vorhang rührte ſich nicht. Und ich dachte: Vielleicht brennt nur hier das Licht, und ringsherum iſt alles finſter, überall Nacht ...

Bis der Rote plötzlich ganz laut erklärte:

„Dreiviertel Sieben. Gleich iſt's aus.“

Bald war wirklich die Andacht zu Ende. Und als die vorderſten Paare ſchon draußen waren, ſah ich noch, wie der Kirchdiener in der halbleeren Kapelle von Bank zu Bank ging und eine Lampe um die andere abdrehte.

Das Kamel ſagte zum Zuckerl:

„Du haſt geſchwatzt. Zwei Tage Silentium.“

9.

Bilderbücher

Auch die Krankenabteilung existierte nicht immer. War man gesund, so konnte man sich nicht vorstellen, daß sie trotzdem da war. Sie schien nicht in der Anstalt zu sein, sondern irgendwo am Ende der Welt.

Viele Wände und Gänge trennten sie von der Schule, vom Lärm der Zöglinge, von Strafen und Vorschriften.

Eines Tages befand man sich plötzlich dort und glaubte kaum seinem Glück.

„Wenn sie sich nur nicht geirrt haben und mich, weil mir zu wenig fehlt, wieder hinauswerfen," ängstigte man sich im Anfang.

Die Säle waren still, aber von unten bis oben mit allem möglichen angefüllt, das man sich, wenn man dort im Bette lag, dachte. Denn

man hatte dort genug Zeit zu denken. Man durfte auch leſen, wenn man kein Fieber hatte.

Das Fieber verleidete mir diesmal ſehr die Krankheit. Wenigſtens den erſten Tag, an dem ich ganz dumm und gleichgültig war und das Nichtstun keinen Augenblick ordentlich genießen konnte. Ich wußte zwar, wie beneidenswert meine Lage war, aber ich hatte mich über verſchiedenes zu ärgern.

Ich klagte: „Es riecht hier alles nach Suppe.“

Ich beſchwerte mich beim Wärter:

„Die Wände ſind zu weiß, und ich werde blind davon.“

Es waren nur geringe Qualen, ganz leichte Unannehmlichkeiten, aber — war es in Ordnung, daß man ein Polſter hatte, das immer kleiner und kleiner wurde?

„Es iſt ein Ball, und es macht mir ein Loch im Hinterkopf.“

Darauf bekam ich zwar einen kalten Umſchlag, aber ſtatt eines beſſeren Polſters ein Federmeſſer. Doch ſonſt wußte ich genau, wie

vorteilhaft und glücklich meine Lage war. Nur war es etwas zu hell im Zimmer, und darum zog ich mir die Bettdecke über die Augen, und die Decke zerkratzte mir das Geſicht mit vielen ſcharfen Härchen.

Nach langer, langer Zeit beſtieg endlich der Wärter einen Stuhl und ſetzte der Lampe, die vom Plafond herabhing, einen grünen Schirm auf.

„So, jetzt iſt's Nacht," erklärte er.

Er ſetzte ſich in einen Lehnſtuhl und ſchloß die Augen, damit nun alle ſchliefen.

Aber ich fing nun an, über die vier anderen Betten, die in meinem Saale ſtanden, ein wenig nachzuſinnen. Waren ſie leer oder nicht? Ich ſetzte mich aufrecht im Bett und ſchaute. Bei Tag hatte ich ſie nicht angeſehen, und nun war es finſter. Ich huſtete von Zeit zu Zeit, und ſonſt war alles ſtill.

„Gott," ſeufzte ich, ſo laut ich konnte.

Der Wärter ſtand auf, kam zu mir und fragte, ob ich Waſſer wollte.

„Ja," ſagte ich, „Waſſer."

Er nickte mit dem Kopf. Er ging aus dem Saal, und ich war froh darüber. Ich fühlte keine Schläfrigkeit. Aber eine dekolletierte Frau an der Wand blickte mich an. Es war ein dunkles Bildnis, aber die Bruſt und die Schultern ſchimmerten weiß. Eigentlich iſt ſie hübſch, dachte ich.

„Ja, da liege ich ſchwerkrank," ſagte ich zu ihr in Gedanken, „und ich habe Stechen in der Lunge."

„Es wäre jammerſchade, wenn du ſtürbeſt," meinte ſie.

Da kam der Wärter mit dem Waſſer.

„Ein ganzes Glas," ſeufzte ich, „es iſt zu viel."

Kaum berührte ich es mit den Lippen, wurde mir übel.

„Ja, haben Sie Durſt oder nicht?" fragte der Wärter.

Nein, eigentlich hatte ich keinen. Der Wärter fluchte ein wenig. Dann wurde es wieder

grüne Nacht im Zimmer, und der Wärter ſaß im Lehnſtuhl.

„Du haſt Stechen in der Lunge?“ begann wieder die dekolletierte Dame.

„Ja,“ ſagte ich, „und vielleicht kriege ich Lungenentzündung.“

Daran war vor zwei Jahren ein Bub von der Vorbereitungsklaſſe geſtorben. Lebendig hatte ihn faſt niemand gekannt, denn er gehörte zu den Kleinen. Doch wurde er dadurch, daß er tot war und drei Tage im Feſtſaal aufgebahrt lag, in allen Abteilungen berühmt. Nun wußte man, er hieße Zapalek. Drei Tage mußte man immerfort an ihn denken. Der ſtrenge Karbolgeruch, den man überall ſpürte, kam von ihm. Zapalek war der Tod unſerer Anſtalt. Zwei Jahre lang gab es keinen anderen.

Und nun käme ich daran, dachte ich mit Stolz.

„Du tuſt mir leid,“ ſprach der Blick der Frau an der Wand.

Alle defilierten vor meinem Katafalk im Festsaal. Auch Lehrer und Präfekte. Sogar das Kamel. Ich ließ ihn auf dem glattgewichsten Fußboden ausgleiten, und er wurde rot vor Ärger. Er mußte vor mir niederknien und sich bekreuzen.

Überall sprach man von mir:

„War es nicht der in der Quarta? Um Himmels willen — der? Wer hätte das von ihm gedacht!“

Ich flüsterte leise dies und jenes über mich selbst, als wäre ich die Nachwelt.

Aber das Weiße vom Bildnis an der Wand war plötzlich zu mir gekommen. Ganz nahe —

Nun sah ich erst, wie wunderschön sie war, sie, die mich bisher nur von weitem angeschaut und geliebt hatte.

Alle Zöglinge und Präfekte verstummten, ergriffen durch den Schmerz der dekolletierten Dame an meinem Sarge.

„Leb' wohl, auf ewig, Teuerster,“ flüsterte sie. Sie warf sich über mich, küßte mich

weinend, und ihre Lippen und Tränen wurden heißer und heißer.

Da öffnete ich die Augen, und es war schon Tag in der Krankenabteilung. Aber das Bildnis an der Wand stellte nun eine alte Frau mit grauen Haaren vor.

Die Prinzessin vom vorigen Jahrhundert. Die erhabene Stifterin, wie sie bei der Schlußfeier im Juni in den Reden der ersten Vorzugsschüler immer genannt wurde.

Und es fragte mich jemand aus einem der vier anderen Betten:

„Hast du gut geschlafen?"

Ich richtete mich auf. Also war noch ein Bett im Zimmer besetzt. Und den Zögling, der mich fragte, kannte ich natürlich, denn er war einmal mein Nachbar in der Schule gewesen.

Aber sein Name wollte mir in diesem Moment nicht einfallen. Der Name war, ich fühlte es, ganz einfach, aber ich hatte ihn immer nur in der Klasse gewußt.

Dies machte mich etwas unsicher, und ich vergaß, auf die Frage zu antworten. Aber mein Kollege war so freundlich und redete dennoch weiter.

„Gottlob hast du keine erhöhte Temperatur mehr," sprach er, „doch gestern war ich, offen gestanden, um dich ernstlich besorgt. Du bemerktest mich nicht einmal, als du dich ins Bett legtest. Und in der Nacht seufztest du, stöhntest, redetest irre. Nun, fühlst du dich nicht bereits besser?"

„Ja," antwortete ich, und das war alles.

Er schien mir merkwürdig wohlerzogen. Ich hatte bisher noch mit keinem Kollegen gesprochen, der um mich ernstlich besorgt gewesen wäre.

„Der Herr Primararzt hat bei der gestrigen Visite Bronchialkatarrh festgestellt," sagte er noch.

Er hatte einen Zwicker auf der Nase. Ich dachte darüber nach, was der Rote zu einem Menschen wie diesem sagen würde. Ob er den

Mut hätte, ihm zum Beispiel ein Kopfstück zu geben.

Da kam aber plötzlich Onkel Adam mit Lucie, seiner Tochter, herein, und mein Kollege sprach:

„Ich habe die Ehre, Herr Regierungsrat."

Lucie warf mir sofort ein Paket zu, und Onkel Adam fragte meinen Kollegen:

„Ach, Sie sind auch hier?"

Er kannte ihn also. Später ging er sogar zu ihm hin und sprach mit ihm wie mit seinesgleichen.

Lucie schaute das Paket, das sie mir gebracht hatte, so an, als brennte sie selbst vor Neugierde.

„Machst du's nicht auf? Möchtest du nicht furchtbar gern wissen, was drinnen ist?"

Lieber Gott, es waren Bücher mit vielen Bildern. Eben das, was man in der Krankenabteilung vor allem brauchte.

„Es wird Herrn Regierungsrat interessieren," sprach mein Kollege zum Onkel, „daß unsere

Anſtalt Gründe beſitzt. Ich weiß es poſitiv. Das von der Prinzeſſin geſtiftete Vermögen iſt in mehreren Landgütern äußerſt vorteilhaft angelegt."

„Er iſt ſo komiſch," flüſterte Lucie, „wie hat er geſagt?"

„Poſitiv," wiederholte ich mit Neid.

„Er iſt nicht wie du und andere Buben," flüſterte Lucie, „ſondern wie ein Herr. Wie ein ganz kleiner Herr."

„Wie der Hampelmann," fiel es mir ein.

Und da mußten wir beide furchtbar lachen.

„Was gibt's?" fragte der Onkel.

Und auch der Hampelmann ſchaute her.

„Ja, ja, ja," machte der Onkel, wie wenn er gähnte, ſtand auf und kam wieder ein bißchen zu mir herüber.

Aber es wurde ſehr langweilig. Denn Onkel Adam dachte angeſtrengt nach, ſicher darüber, was er mit mir reden könnte, und es fiel ihm nichts ein. Ich hätte ſelbſt zu ſprechen angefangen, aber er war ganz anders wie Onkel

Theodor, mit dem man so leicht gesprochen hatte. Und obendrein war sein Vollbart so streng.

„Dein Bart ist schon grau geworden," sagte ich endlich und glaubte, daraus könnte ein ganz gutes Gespräch werden.

Aber Onkel Adam sagte nichts dazu. Und Lucie traute sich nicht mehr, so lustig zu sein wie früher.

Wenn ich nur schon meine Bücher lesen könnte, dachte ich.

Da erhob sich der Onkel.

„Nun denn, leb' wohl, mein Lieber, und schau' zu, daß du bald wieder gesund wirst."

„Willst du bald gesund werden?" fragte mich Lucie ganz leise.

Ich antwortete ebenso leise:

„Nein."

Und wir lachten noch einmal beide furchtbar zum Abschied.

Dann warf ich mich auf die Bücher.

Aber ob ein Buch hübsch war oder nicht,

wußte ich gleich irgendwie, noch bevor ich es recht zu leſen begann. Es roch, wie eine Gegend, angenehm oder ſchlecht. Und ich ſah nach, ob es ſchwarze Seiten hatte, dicht bedruckt, wie die „Weltgeſchichte für Untergymnaſien“, oder helle, mit vielen Geſprächen. Und ich ſchlug es aufs Geratewohl in der Mitte auf. Und ich las:

„Biſt du's oder dein Geiſt, lieber Bob?“

„Ich bin's, mein guter Herr Kapitän.“

„Wie ſiehſt du denn aus? Was geſchah mit dir, ſeit ich dich in den Straßen von Singapore aus den Augen verloren hatte?“

Und ich erkannte die beiden wieder. Gerade mit dieſen zwei hatte ich, ſchien's mir, ſchon oft allerlei erlebt. Vielleicht in anderen Bilderbüchern, wo ſie anders hießen. Ja, mit dem Kapitän, der alle Tugenden und Kenntniſſe beſaß, durfte man alles tun; man konnte ſich mit ihm in das Gefährlichſte ſtürzen, und er hielt nichts für ungeſund oder dumm, wie andere Erwachſene, ſagte zu jedem Vorſchlag

Ja und Amen und belobte einen begeistert für die leichteste Heldentat. Aber was täte er ohne Bob!

„Gleich, mein Kapitän, gleich erfahren Sie alles, aber zuerst geben Sie mir etwas zu essen."

„Armster! Du hast gehungert? O, wieviel hast du nicht schon erduldet, für mich und mein tollkühnes Unternehmen! Willst du mir dennoch weiter folgen?"

„Ihnen, mein Kapitän? Bis ans Ende der Welt!"

So treu war Bob. Aber dabei lustig. War nicht die treue Lustigkeit Bobs für den Kapitän eine Art Trost, wie das Nachtlicht? Sicher war der Kapitän trotz der vielen Kenntnisse und Tugenden manchmal etwas traurig, wenn er gegen Abend vor seinem Zelte saß und vielleicht dachte: Gott, ich, mit meinem an den Schläfen leicht ergrauten Haar ... Aber Bob war wie ein Beweis gegen die Finsternis in Gräbern. Und es geschah ihm nie etwas. Ging

er zufällig wo verloren, so fand ihn der Kapitän zehn Seiten später bestimmt noch treuer und lustiger wieder. Und sicher blieb er bis zum Ende des Buches lebhaft wie Quecksilber.

Und nun erwartete mich das tolle Unternehmen mit diesen beiden. Ich spürte eine heiße Freude, wie wenn ich nächsten Morgen in aller Frühe aufstehen müßte, um mich nicht zum Zug zu verspäten.

Da kam aber der Präfekt der Krankenabteilung. Er war wie die Krankenabteilung selbst; weit entfernt von allem Strafen und Händeklatschen. Er hatte eine freundliche Glatze, und von seiner Nase sagte man, sie wäre künstlich, aus Pferdefleisch. Er zog einen immer am Ohrläppchen und sagte:

„Wie geht's, Holofernes?"

Aber nachdem er mich so begrüßt hatte, bemerkte er die Bücher und machte ein entsetztes Gesicht.

„Das ist verboten, wenn man Fieber hat."

Schließlich nahm er sie mir nicht weg, aber

ich mußte ihm ſchwören, nur die Bilder anzuſchauen.

„Sonſt kommſt du ſofort in deine Abteilung zurück," drohte er.

Er ging dann zum anderen Bett, und ich glaube, er wollte auch den Hampelmann am Ohrläppchen ziehen, aber dieſer lächelte ſo, als hätte er keines, und ſagte obendrein:

„Ich habe die Ehre."

Und es kam zu gar nichts.

Der Wärter ſetzte ſich näher, um aufzupaſſen, ob ich wirklich nur die Bilder anſähe.

Unter einem Bild ſtand gedruckt:

„‚Elender!' rief der Kapitän, und blitzſchnell riß er dem Vermummten die Waffe aus der Hand."

Auf dem Bilde war der elende Vermummte ganz undeutlich. Er ſtand rückwärts, und vorn unterhielt ſich der Kapitän mit einem Fräulein. Es balgte ſich noch niemand.

Ich mußte angeſtrengt nachdenken, um mir alles zu erklären. Dies regte mich mehr auf

als das richtige Leſen. Und zufällig erinnerte ich mich an andere Geſchichten, und es waren ſo viele wie Menſchen in einer Stadt, und ich ſtarrte dabei auf das eine Bild.

Der Wärter bemerkte:

„Mir ſcheint, Sie leſen doch.“

„Ich habe ja geſchworen,“ ſprach ich entrüſtet.

Aber nun mußte ich weiterblättern, und unter dem nächſten Bilde hieß es:

„Sie ſah den Kapitän mit tränenden Augen an und liſpelte: ‚Ich lege mein Schickſal in Ihre Hände.‘“

Das iſt etwas anderes, dachte ich, das iſt wie in den Romanen, wo man über Liebe ſpricht und weder viel ſchießt noch in Gefangenſchaft gerät. Das iſt auch ganz hübſch. Das iſt wie in der „Zauberin“, die ich einmal als kleiner Junge geleſen habe.

Eine große Sehnſucht nach der „Zauberin“ erfaßte mich. Und ich ſpürte den Geruch gewiſſer Blumen, die im Park von San Remo

waren, und den Geruch des Meeres. Und jenes Buch ſchien mir ſo merkwürdig ſüß und zugleich traurig in der Erinnerung, daß ich plötzlich eine Melodie zu ſummen begann, die mir ebenſo ſchön und eigentümlich dünkte.

Weil ich aber immer noch die eine Seite — und darauf war das Bild mit dem liſpelnden Fräulein — vor mir hatte, glaubte der Wärter, daß ich las, und er ſagte:

„Jetzt nehme ich Ihnen gleich die Bücher weg.“

Und ich antwortete: „Gut, ich brauche ſie ohnehin nicht mehr.“

Ich brauchte ſie nicht mehr, denn ich las aus dem Kopf. Ich hatte Bilder und Geſchichten in mir, und in dieſem Moment wollte ich keine anderen.

Der Wärter ſtand auf und ging, denn ich lag mit geſchloſſenen Augen da, als ob ich ſchliefe.

Und ich ſah dennoch —

Ich dachte: Wenn ich nur recht lange hier

bleiben könnte. Dann würde mir eine ganze Menge Neues einfallen. Und ich würde damit alle die blauen Hefte vollschreiben, die jetzt dort oben in meinem Schreibtisch verborgen liegen.

Der Hampelmann fragte mich:

„Schläfst du?“

Ich antwortete: „Ich lese nur die Bilderbücher in meinem Kopf.“

Er räusperte sich. „Ich fürchte,“ sprach er, „daß deine Temperatur wieder ein wenig erhöht ist. Hoffentlich versäumst du nicht gar zu viele Unterrichtsstunden.“

10.

Das dunkle Zimmer

Nina, das Waiſenkind, war geſtorben. „Nina, die du geprügelt haſt,“ ſagte Hanna, die Dienſtmagd der Großmutter.

Es war ſo, ich hatte ſie geprügelt. Der Himmel weiß, warum. Wenn ſie wenigſtens keck geweſen wäre oder auch nur einmal zurückgehauen oder mir nur ein Schimpfwort geſagt hätte. Aber ſie hatte mir nur geträumt.

Hanna machte jene Bemerkung nicht mit einem böſen Geſicht. Vielleicht ſogar lächelnd, ſo wie man jemand an eine kleine Einzelheit aus ſeinen früheren Jahren erinnert. Aber mit Sicherheit konnte man aus dem Geſichte Hannas nichts mehr herausleſen; durch allerlei Unglück war darin gleichſam eine Feder

gesprungen. Es war ja ihr Waisenkind gewesen. Und Valentin, verschollen und verstockt, wie er war, hatte sie noch immer nicht geheiratet.

Da war der kleine Garten hinter dem Hause, mit Astern, Stiefmütterchen, Reseden und Balsaminen. Da waren die Großvaterstuben und das Christkindzimmer und das Zimmer des Wartens. Und Paul war auch auf Sommerferien. Aber ich spürte Ninas wegen einen schweren Stein im Herzen.

Immerfort suchte ich alte Orte auf, mich von ihnen ein wenig trösten zu lassen. Und sie schauten mich freundlich an, aber wie mit verweinten Augen.

Am stärksten spürte ich es im gräflichen Park, der so dunkel war und so traurig roch, als könnte er nie mehr seines Lebens froh werden.

Auch der Apotheke machte ich mit Paul einen Besuch, und dort gab es jetzt weder Frau noch Kinder, und hinter der Lade stand ein

fremder Mann, der nicht rothaarig war und ſicher niemals fliegende Fiſche geſehen hatte. Paul und ich ließen uns darum in kein Geſpräch mit ihm ein, ſondern verlangten bloß Eibiſchteig und Pfefferminzzuckerln.

Den zweiten Tag aber ſaß ich gegen Abend mit der Tante allein auf der Veranda, und ſie ſtickte, um keine Zeit zu verlieren, und nachdem wir eine Zeitlang kein Wort miteinander geredet hatten, ſagte ich, weil ich den Stein im Herzen ſpürte:

„Ich konnte ja nicht wiſſen, daß ſie bald ſterben würde.“

Sie ſchaute auf eine Sekunde von ihrer Arbeit auf.

„Wer? Ah ſo — Nina. Gott, natürlich — es war Typhus — wie konnteſt du das wiſſen?“

Ich hoffte, ſie würde noch mehr zu mir darüber ſprechen und dabei etwas ſagen, was mein Herz wieder leicht und luſtig machte.

Aber man hörte Vesperläuten, und sie sagte nichts weiter.

Wir sahen den Oberlehrer kommen, und er hatte eine rote Blume im Knopfloch.

Er blieb vor der Veranda stehen und erzählte der Tante dies und jenes.

„Ich bin jetzt einer zugereisten Dame behilflich. Eine hochbegabte Pianistin, die bei ersten europäischen Virtuosen ihre Ausbildung genossen hat. Sie gedenkt hier Klavierstunden zu geben. Nebenbei bemerkt, eine Erscheinung von unaussprechlichem Liebreiz ... Wir kamen zufällig auf mein Alter zu sprechen, und sie sah mich an und sagte wörtlich: ‚Ich schätze Sie auf höchstens Fünfunddreißig'" ...

Da bemerkte er mich plötzlich und rief aus:

„Donner und Doria! Das ist doch nicht einer von Ihren zwei Neffen?"

„Ach ja, was sagen Sie! Es ist Adam — leider schon so groß!"

„Unerhört groß, unglaublich!“ brummte er, wie beleidigt.

Er sah mich von der Seite an, streichelte seinen Bart und sprach nichts mehr, als hätte ich ihm den schönen Abend und die zugereiste Dame und alle Lebensfreude verdorben.

Als wir wieder allein waren, sagte die Tante:

„Den Geburtsschein, den du für die Anstalt brauchst, habe ich nicht gefunden. Du mußt dir von der Pfarre eine Abschrift holen.“

Aber ich liebte es nicht, an die Anstalt erinnert zu werden, und bemerkte verdrießlich:

„Ich habe ja noch vor mir zwei Monate Ferien!“

„Besorgst du's nicht gleich, so vergessen wir es später.“

„Gut, gut,“ sagte ich rasch, um der Sache ein Ende zu machen, „ich muß ohnehin den Herrn Pfarrer besuchen.“

Sie sah mich groß an.

„Ja, welchen Pfarrer meinſt du eigentlich? Du biſt doch nicht hier geboren.“

Ah ſo. Ich lachte, als verſtünde ich es ſelbſt nicht, daß ich aus Zerſtreutheit meine Geburtsſtadt vergeſſen konnte.

„Soll ich bald hinfahren?“

„Ja, denn ich brauche außerdem noch dies und jenes, und du ſollſt . . .“

Sie unterbrach ſich plötzlich, winkte mit der Hand und rief:

„Kommen Sie nur näher, Gräfin Malwine.“

Ich ſah auf der Landſtraße eine etwas beleibte Frau und zupfte die Tante erſchrocken am Ärmel.

„Das iſt ſie ja nicht! Malwine iſt doch nicht ſo dick!“

Nun kam aber die Gerufene näher, und da erkannte ich ſie wieder, denn ihr Geſicht war ſo weiß wie die Gipsfigur auf dem Ofen des Chriſtkindzimmers.

„Adam," ſprach ſie ſofort.

Sie maß mich von unten bis oben mit den Augen und ſagte dann wie vorhin der Oberlehrer:

„So groß, ſchon ſo groß."

Aber ihre Stimme war nicht beleidigt, ſondern nur traurig, wie der Duft ihres Parkes.

Und ich hatte ein Gefühl, als hätte ich dadurch, daß ich ſo rückſichtslos ſchnell gewachſen war, der Gräfin Malwine etwas Böſes angetan. Und nicht nur ihr allein, ſondern auch der Tante, dem Oberlehrer, Hanna und der ganzen kleinen Stadt, die faſt ein Dorf war.

Nur der Großmutter waren ich und Paul klein genug. Vielleicht hatte ſie zu ſchlechte Augen, um eine Veränderung an uns zu bemerken.

Manchmal ſagte ſie zu mir „Paulchen" und zu Paul „Adam". Aber ſie brauchte

uns nicht so genau zu unterscheiden, sie erzählte ohnehin nur Geschichten aus ihren vergangenen Jahren.

Eines Morgens beschrieb sie uns eben ihre Hochzeit, da kam die Tante herein, hörte es und schien darüber ganz außer sich.

„Was redest du da, Mutter?“ sprach sie ärgerlich, „wie kann man in aller Frühe Erinnerungen zum besten geben? Das tut man doch nur abends.“

Da verstummte die Großmutter auf eine Weile, aber als die Tante wieder hinausgegangen war, lächelte sie schlau und sagte leise:

„Sie ärgert sich, weil ich ein so gutes Gedächtnis habe. Ich kann mehr als siebzig Jahre zurückdenken.“

„Ich nur zehn oder zwölf,“ gestand ich und fragte dann:

„Ist das wenig?“

„Das ist fast gar nichts,“ erklärte die Großmutter verächtlich.

Ich saß lange Zeit still und sann darüber nach, wie ich es auf vierzehn bringen könnte. Ich war nämlich Vierzehn.

„Es ist umsonst," sprach die Großmutter, als wüßte sie, was ich mir dachte, und lächelte schadenfroh, „dann kommt eine dicke Mauer, und es ist aus."

„Wenn man sich aber Mühe gibt —"

„Aber Kind!" schrie sie fast, „dort am Anfang des Lebens ist es ja ganz dunkel."

Dann fügte sie leiser hinzu:

„Und auch das Ende kannst du nicht sehen. Es ist schon so. Das Ganze siehst du niemals."

Unter dem Ganzen stellte ich mir ein Haus mit vielen Zimmern vor. Aber man wohnte immer nur in einem Zimmer. Und nur dies eine hatte offene Fensterläden. In den nächsten Räumen rechts und links gab es noch etwas Licht. Aber in den weiteren war es immer dunkler. Und am weitesten lag die

kleine Stube, in der man zur Welt gekommen war; sie schlief, verlassen, in tiefster Finsternis, wie eine Wohnung, deren Herrschaften verreist waren.

Aber nur die Großmutter hatte Zeit zu solchen Gesprächen. Alle anderen Menschen schienen mir jetzt viel mehr beschäftigt als früher.

Selbst Gräfin Malwine lief nun immer so schnell, als hätte sie daheim eine Menge Arbeit zu verrichten. Und blieb sie hin und wieder, wenn wir im Park einander begegneten, wie in alten Zeiten mit uns ein wenig stehen, so schaute sie anfangs immer so drein, als ob sie fragte:

„Wie spricht man eigentlich mit euch? Ich hab's schon vergessen."

Nur Paul machte sich nichts aus ihrer Verlegenheit.

Sie sagte zu ihm, weil ihr nichts anderes einfiel:

„Du hast früher gesungen."

Da begann er sofort irgendein dummes Lied, das er von seinen Kameraden gelernt hatte, und er schämte sich nicht einmal, am Ende einer jeden Strophe: „Bum — bum“ und: „Tra — ra“ zu singen, ganz laut und deutlich, als wären es Worte, die einen Sinn hätten, und er ließ keine Strophe aus.

Paul war wie früher in einer Militärschule. Aber in einer anderen wie früher. Er blieb nirgends länger als ein Jahr, und darum hatte er immer mehr Erfahrung. Niemand war so sicher im Umgang mit Menschen wie er. Und er gab sich immer so wie er war, ohne Rücksicht darauf, wen er vor sich hatte.

Aber mich brachte oft das Gesicht jemandes ganz aus der Fassung. Ein Mensch blickte mich an, und ich verlor mich selbst. Ich vergaß plötzlich meine gewöhnliche Stimme und redete und lachte wie ein anderer. Das war schrecklich.

Sollte ich aber ganz fremde Menſchen beſuchen und wußte noch nicht, wie ſie ausſahen, ſo war es noch ſchrecklicher. Dann fürchtete ich mich wie vor einer Prüfung. Darum freute ich mich nicht ſehr auf die Reiſe nach meiner Geburtsſtadt; denn ich ſollte dort bei einer Frau nächtigen, die ich, wie ich glaubte, noch nie geſehen hatte.

Sprach die Tante von ihr, ſo nannte ſie ſie „Lieschen", darum ſtellte ich ſie mir klein und blond vor.

Erſt im Eiſenbahnzuge kam mir der Gedanke, ſie hätte ganz weiße Augen, wie manche Blinde.

Die Tante hatte mir für ſie einen Brief mitgegeben.

„Verlier' ihn nicht," rief ſie, als mein Zug ſchon rollte.

Und den nächſten Morgen fuhr ich mit einer Droſchke durch unbekannte Straßen. Es war ſchon Tag, aber überall ſtill und wie friſch ausgekehrt. Die Häuſer ſtanden verſchlafen

da und froren. Die Droſchke bewegte ſich langſam, aber ich konnte meine Geburtsſtadt nicht wiedererkennen.

Es iſt umſonſt, ſagte ich mir enttäuſcht. Da ſah ich von weitem rote Oleanderbäume auf dem Balkon eines gelben Hauſes. Und es fiel mir ein, die Droſchke würde gerade vor dieſem Hauſe halten.

Als ſie es wirklich tat, war ich ſo verblüfft, als hätte ſich ein unerhörtes Wunder ereignet.

Ich ging zitternd hinein. Im großen und kühlen Stiegenhaus, das nach Holz roch, dachte ich mir:

Hier war ich nie im Leben.

Im erſten Stock aber war eine Wohnungstür angelweit offen, ſo daß ich das Vorzimmer genau ſehen konnte, und ich blieb ſtehen, um zu verſuchen, ob ich es wiedererkennen würde.

Im ſelben Augenblick kam eine große, magere Frau heraus und fragte mich barſch:

„Zu wem willſt du eigentlich?“

Das iſt Lieschen, dachte ich.

Und ich ſagte:

„Ich bin Adam.“

Da küßte ſie mich ſofort, raſch, ohne Staunen und ohne beſondere Freude. Sie roch nach alten Leuten. Ich ging mit ihr in eine Stube mit rotgepolſterten Möbeln. Es ſchoß mir durch den Kopf:

Hier gibt's einen Zigarrenbehälter, der Muſik machen kann.

Lieschen fragte:

„Wie geht's dem Onkel in Wien?“

„Danke, gut. Aber ich bin auf Ferien. Hier iſt ein Brief von der Tante.“

„Von Käthe? Und wie geht's der Großmutter?“

„Danke, gut. Ich bin nur deshalb hergekommen, um mir meinen Geburtsſchein zu holen.“

Sie ſagte beleidigt:

„Du brauchſt dich nicht zu entſchuldigen, weil du eine alte Verwandte und dieſes Haus beſuchſt.“

Iſt ſie eine Verwandte, dachte ich, ſo muß ich ihr vielleicht Tante ſagen. Aber das iſt nicht ganz ſicher. Und was iſt's mit dieſem Haus?

Lieschen ſagte:

„Ich geh' nur in die Küche und komme gleich wieder."

Ich benutzte dieſen Augenblick und fand den Zigarrenbehälter, aber ich hatte nicht den Mut, ihn ſpielen zu laſſen.

Ich fand einen Ausweg: Ich ſage ihr weder Tante noch Sie. Ich mache es ſo, daß ſie nicht merkt, daß ich nichts von ihr weiß.

Da kam Lieschen mit einem Schlüſſelbund zurück und fragte mich:

„Du möchteſt wohl gleich das Zimmer ſehen?"

„Ja," ſagte ich.

Ich nahm an, ſie wollte mir das Zimmer zeigen, das ſie mir für die Nacht beſtimmt hatte. Und wir gingen hinaus und ſtiegen dann die

Treppe hinauf, bis zum Dachboden. Sie öffnete eine kleine Tür und sprach:

„Geh' nur voraus."

Aber es war nicht so leicht, denn der Raum, den ich betreten sollte, war finster wie ein Kerker.

Und Lieschen sprach wie jemand, der Fremden Sehenswürdigkeiten zeigt und erklärt:

„Die Wände sind noch so bemalt wie damals, und auch das Bett hier ist noch eines von den alten. Durch die Tür dort, rückwärts — sie ist versperrt, und ein Kasten steht davor — ging man in ein zweites Zimmer, das noch kleiner ist als dieses, und dann ist eine winzige Küche. Jetzt gibt es dort nichts zu sehen wie Kisten, altes Gerümpel."

Ich sah überhaupt gar nichts.

Aber Lieschen stand draußen, im Licht, und nun bemerkte ich, daß sie ganz weiße Augen hatte, wie manche Blinde.

Ah so, dachte ich, sie sieht wohl selbst nichts.

Und Lieschen erklärte weiter:

„Das alles ſchaut elend genug aus, und die Armen konnten ſich eine beſſere Wohnung nicht leiſten. Aber für dieſe zahlten ſie mir pünktlich. Er lief den ganzen Tag von Haus zu Haus und gab ſeine Stunden. Und in der Nacht arbeitete er an dieſem Tiſche für ſich. Ich ſagte ihm oft, die Geſundheit wäre wichtiger als ein botaniſches Buch, aber er glaubte mir's nicht. Und heute ..."

„Wer?" fragte ich plötzlich.

„Nun ... dein Vater," antwortete ſie ungeduldig.

Sie ſchwieg einen Moment und ſchloß:

„Heute iſt ſein Buch berühmt, aber er iſt tot."

Ihr weißer Blick richtete ſich auf mich.

„Dir wird es beſſer gehen. Käthe hat ſich deiner angenommen. Du wirſt in einem vornehmen Inſtitut wie ein Prinz erzogen ... Lernſt du gut?"

Weil ich ſchwieg, gab ſie ſich ſelbſt zur Antwort:

„Nicht besonders, sicher nicht besonders."

Aber sie fügte hinzu:

„Vielleicht ist es ein Glück für dich, daß du nicht zu viel Verstand hast. Nur heirate nicht zu früh, sonst wird deine Frau hungern. Sie starb bald nach ihm, gleich nach der Geburt deines Bruders."

„Paul ist hier geboren?" fragte ich.

„Du auch."

Ich starrte hungrig in die Finsternis. Ich sah nichts.

11.

Die junge Hexe

Es war der vorletzte Sommer in der Anstalt. Und er dauerte nur drei Wochen, denn dann begannen die Ferien. Aber die Amseln sangen in der kurzen Zeit eine Menge.

„Jetzt könnte ich's hier aushalten," sagte ich zum Roten.

Ich liebte die Hitze.

Wir hatten ein Schwimmbad, und sein Wasser duftete im ganzen Garten zusammen mit den Akazien. Es war auch eine Art Gesang, süß und schwül. Alles war voll davon.

„Du kannst leicht die größte Hitze aushalten," versetzte der Rote, „denn du bist mager."

Ich hatte gerade etwas für meine blauen Hefte im Kopf. Ein Wassermärchen. Ein

Teich und ein Fluß und das Meer kamen darin vor.

„Ich will sie auf ihre geheimnisvolle Weise sprechen lassen," gestand ich dem Roten, ganz leise, denn ich sagte es zum erstenmal.

Er antwortete nicht sehr begeistert:

„Wenn es sonst nichts ist — in einem Märchen, das ich gelesen habe, redete sogar ein Pfropfenzieher."

Er spuckte aus.

„Zu dumm," setzte er hinzu.

Aber ich meinte es anders.

„Der Pfropfenzieher", erklärte ich dem Roten, „hat keine eigene Sprache, und in deinem Buch redete er sicher in der menschlichen. Aber den Teich, den Fluß und das Meer will ich auf ihre Weise sprechen lassen. Ich will zeigen, wie sie duften. Spürst du nichts in diesem Augenblick? Es ist die leise Sprache der Akazien und des Wassers. Und entsinnst du dich, wie der Teich riecht? Trüb, warm, nach ertrunkenem Grün. Und denk'

einmal an den frohen, lebendigen Geruch des Fluſſes ..."

„Dazu habe ich jetzt keine Zeit," brummte der Rote, „denn zwei feige Kerle ſtehen hinter mir und tuſcheln."

Aber ich ſagte ihm noch die Hauptſache, und es war das Meer.

„Sein Geruch iſt einzig. Denk' an mich, wenn du ihn einmal erlebſt. Er iſt wie das größte Geheimnis der Welt. Nur noch eines riecht ſo ... erſchütternd. Erinnerſt du dich, wie Zapalek drei Tage im Feſtſaal aufgebahrt lag?"

„Nein! Denn die zwei hinter mir machen mich raſend."

So war jetzt der Rote, ſeit er ſich faſt mit der ganzen Abteilung verfeindet hatte.

Es war ſein Verhängnis, daß ihm ſeine Kraft erlaubte, jedem die Wahrheit zu ſagen. Nun haßten ihn alle. Für ſeine Offenheit hatte er nun Heimlichkeiten anderer zu erdulden.

„Sie tuſcheln fortwährend über mich,“ ſtöhnte er.

Es erregte ihn furchtbar, daß er nicht wußte, was die vielen Schwachen, von denen er manche beſchützt hatte, jetzt gegen ihn im Schilde führten. Ja, die Schwächſten trieben es mit dem Tuſcheln am ärgſten.

„Du ſpeiſeſt den nächſten Sonntag in der Anſtalt?“ murmelte er plötzlich.

„Ja,“ antwortete ich, „ſo wie am vergangenen. Denn der Onkel iſt verreiſt. Nur Nachmittag gehe ich ein wenig aus . . .“

Er ſagte heftig:

„Wieſo? Es iſt kein Ausgangstag! Wie kommſt du allein zu der Extrawurſt?“

Ich erklärte es ihm noch einmal:

„Ja, verſtehſt du es nicht? Ich habe in dieſem Monat keinen einzigen vollen Ausgang wie die anderen; dafür bekam ich die Erlaubnis, zweimal nachmittag . . .“

„Schon gut!“ unterbrach er mich ärgerlich, „ſchon gut!“

Und als der Sonntag gekommen war, ſagte er milder·

„Biſt du nachmittag fort, ſo werde ich niemand haben, mit dem ich ein Wort reden kann.“

Ich kämpfte mit mir lange. Und nach dem Mittageſſen ſagte ich zu ihm, nicht ſehr laut:

„Vielleicht ſoll ich für dich in der Stadt etwas beſorgen?“

Er rief höhniſch:

„Ich danke für die Gnade! Gute Unterhaltung! Ich brauche von dir und den anderen gar nichts! Gar nichts!“

Dann aber, als ich ſchon gehen wollte, ſagte er leiſe:

„Nur ein Stück Nußtorte. In der kleinen Zuckerbäckerei am Parkring.“

Er tat mir leid. Nun ſollte er bis abends allein unter den flüſternden Feinden ſitzen.

Und ich ging draußen allein umher.

Die Läden waren geſchloſſen, und die Häuſer ſahen aus wie Möbel in Überzügen. Die

ganze Stadt wurde, weil es Sonntag war, gleichsam nicht benutzt und steckte im Futteral.

Sie will sich mir heute nicht zeigen, dachte ich, und ich darf sie nur heute sehen.

Es gab Leute genug in den Gassen, aber nur solche, die wie ich Ausgang hatten. Ich sah Dienstmädchen, die in ihren besten Kleidern die künstliche Lebendigkeit von raschelnden Papierblumen hatten. Soldaten, die merkwürdig ernst und traumhaft das Spazierengehen wie eine mühsame Übung ausführten. Vielleicht waren auch andere Menschen darunter. Aber ich sah nur solche, die wie ich auf Grund einer Erlaubnis etwas freie Bewegung machten und zu einer bestimmten Stunde wieder irgendwohin zurückkehren sollten.

Und ich hatte wie sie ein farbiges Kleid; ich hatte wie ein Soldat Uniform und Degen.

Nur ging ich allein, nicht mit anderen Puppen. Wie ein General.

Ich hatte die Empfindung, daß sich dieser und jener nach mir umsah und fragte:

„Was iſt das für einer?“

Darum ſpazierte ich etwas gezwungen und raſch. Ich blickte ſtarr vor mich hin und durcheilte wie jemand, der beſtimmte Ziele hat, Straßen und Plätze. Die Sonne brannte, und mein farbiges Kleid beſchwerte mich wie ein Pelz.

Da ſtieß ich, genau wie die Eiſenbahn im Chriſtkindzimmer, auf ein Hindernis und konnte nicht weiterlaufen. Es waren unzählige Menſchen, die auf der Ringſtraße ſtanden, als ob ſie etwas erwarteten. Ich geriet mitten unter ſie, und die Puppenwelt war nicht mehr da. Nun gehörte ich zu einer lebendigen Maſſe, die immer vorwärts wollte und von Poliziſten immer zurückgedrängt wurde. Ich war kein General mehr. Ich war ein Volkshaufen, und was wir ſehen wollten, erfuhr ich erſt nach einiger Zeit. Wir warteten auf eine ausländiſche Königin — wie hieß ſie nur? —, die bald vorbeifahren würde. Zwei junge Mädchen ſtanden vor mir, ſo nahe, daß ich eigentlich an nichts anderes denken konnte

wie daran, daß ich ſie vor mir hatte. Sie nannten das Land der Königin, aber ich vergaß es immer wieder. War ich nicht wie in einem Bad von menſchlichen Körpern? Es funkelten da und dort fremde Augen, es öffneten ſich wie Blumen fremde Münder. Und auf einmal ſtellten ſich die zwei Mädchen und alle anderen auf die Zehenſpitzen.

Auf eine Sekunde verſtummten wir ganz und gar, und dann begannen wir wie infolge eines plötzlichen Schmerzes zu ſchreien.

Erſt nachher hörte ich, die Königin wäre vorbeigefahren. Und bald darauf ging ich wieder durch die innere Stadt. Die Beſorgung, die ich für den Roten zu machen hatte, fiel mir ein. Die Uhr ſchlug Sechs. Ich bog in eine Seitengaſſe ein. In der engen Gaſſe war es wie in einem Wald, kühl und dunkel. Es roch wie nach Moos. Und zu beiden Seiten ſtanden alte Häuſer, ſchwarz wie von Eiſen.

Da brannte es irgendwo wie ein roſiges Feuer. In einem Haustor ſtand ein über-

raſchend helles Fräulein. Es war wie ein Blumenbild in einem ſchwarzen Rahmen, aber — es rührte ſich. Und ich ging weiter.

Nachher erinnerte ich mich:

Hat ſie nicht ein ſchneeweißes Geſicht, einen blutroten Mund und tiefſchwarze Augen? Hat ſie nicht mit dem Kopf genickt und gelacht? Hat ſie nicht ſogar etwas geſprochen?

Ich ſagte mir:

Nun weiter, auf den Parkring! Ich muß jetzt gleich die Nußtorte für den Roten kaufen.

Und im ſelben Moment kehrte ich um.

Ich ging den nämlichen Weg wieder zurück. Ich hatte plötzlich furchtbares Herzklopfen.

Wo war es denn? ſuchte ich mit den Augen. Ein Haustor, ein zweites, ein drittes, aber die enge Gaſſe ſchien jetzt ganz anders wie vorhin, und wo war es denn?

Die Gaſſe endete ſchon, und — da leuchtete es wieder roſa auf. Obwohl ich es geſucht hatte, war ich, da es wiederkam, faſt bis zur Ohnmacht erſtaunt.

Ja, ſie flüſterte und ſah mich an.

Vor Anſtrengung, ihre leiſen Worte zu hören, fühlte ich mich ganz kalt und ſchwach. Es war wie das Ticken einer kleinen Uhr.

Aber mir fehlte der Mut, ſtehenzubleiben; ich ging langſam vorüber. Da rief ſie laut

„Bitte?" fragte ich und trat auf ſie zu.

Sterne tanzten mir vor den Augen.

„Kleiner Offizier," ſprach ſie unendlich ſüß und ergriff meine Hand.

Dann lief ſie in das Haus hinein und wandte ſich nicht einmal um. So ſicher war ſie, ich würde ihr folgen.

Wir ſtiegen eine Treppe hinauf, die ich, wie ich dunkel empfand, ſchon irgendwie kannte. Woher? Ich konnte mich der Zeit und des Ortes nicht entſinnen und fühlte nur, die Treppe wäre aus einer Gegend, die mit meinem täglichen Leben nichts zu tun hatte.

„Das iſt ſchön, das iſt ſchön," empfing mich oben eine alte, ebenfalls merkwürdig bekannte Stimme.

Aber das Fräulein ſprach beruhigend:

„Es iſt nur meine Mutter.“

Sie öffnete eine Tür und zog mich in ein Zimmer hinein.

„Jetzt ſind wir allein,“ ſagte ſie.

Und im ſelben Augenblick wurde das Zimmer ganz klein und heiß; —

„Fürchte dich nicht,“ ſprach ſie und lächelte liſtig.

Sie begann ihr roſa Kleid aufzuknöpfen. Ich hatte ſchon vorher geahnt, ſie würde es tun, aber nun empfand ich ſchmerzliche Neugierde. Bis ſie ganz geſchält war und weiß vor mir ſchimmerte. Da ſchrie ich auf.

„Du erdrückſt mich,“ ſagte ſie und lachte leiſe. Es war mir, als flögen wir beide in die Luft. Dabei lachte ſie immerfort, ganz leiſe. Einige Zeit hob es uns höher und höher. Plötzlich hielt es eine Sekunde ſtill, und unſere Flügel bebten. Sie lachte nicht. Und dann begannen wir raſch zu fallen. Unten durchrieſelte es mich heiß, wie wenn mein ganzer Körper weinte.

Emma begann irgend etwas zu reden. Ich öffnete die Augen und dachte:

Ich hatte es schon früher gewußt.

Ich sagte:

„Dein Kleid duftet im ganzen Zimmer."

Sie fragte heiter:

„Hast du gern Moschus?"

Aber es war nicht nur das. Es war noch etwas Namenloses dabei; etwas, das man weder gern noch ungern haben konnte. So stark wie der Geruch des Meeres oder des Todes. Ich war wie entsetzt beim Abschied.

Daß es auf der Straße noch immer Nachmittag war und nicht tiefe Nacht, wie ich erwartet hatte, schien mir schlimm und gefährlich. Ich spürte noch immer jenen Geruch, und ich dachte mit Schrecken daran, daß alle, die mir nahe kamen, ihn spürten.

Ich lief, so schnell ich konnte. Aber ein Herr mit schwarzer Brille und schwarzem Vollbart hielt mich an.

„Was ist mit Ihnen?" fragte er streng.

„Ich weiß nicht," antwortete ich blaß und bebend.

Da erkannte ich ihn wieder; es war der Oberpräfekt, und ich hatte ihn nicht gegrüßt. Das war alles.

„In der Anstalt melden Sie sich bei Ihrem Präfekten," befahl er.

Aber ich atmete auf. Nur das war es. Er hat nichts bemerkt.

Und in der Anstalt war es schon Abend. In den Korridoren brannten die Gaslampen und die glatten Steinfliesen glänzten, aber niemand war zu sehen. Warum hörte ich keinen Laut? Sie waren schon alle im Saal und hatten um diese Zeit kein Studium.

Endlich öffnete ich die Tür meiner Abteilung.

Ich wußte sofort alles. Auf der einen Seite des Saales war nur einer, der Rote, an seinem Tisch; auf der anderen Seite standen zusammen die übrigen achtzehn. Sie schwiegen.

Ich ſpürte, nun hätte ich zu wählen. Die neunzehn Geſichter blickten mich an.

Aber ich hatte eine kleine Galgenfriſt; ich ging zuerſt in das Zimmer des Kamels, um mich bei ihm zu melden. Er ſprach zu mir lange und gab mir irgendeine Strafe, weil ich den Oberpräfekten nicht gegrüßt hatte. Ich hörte jedoch kein Wort; ich dachte nur daran, daß ich zu wählen hatte.

Dann trat ich heraus. Ich näherte mich langſam dem Tiſch des Roten.

„Was willſt du?“ fragte er mürriſch.

„Entſchuldige,“ antwortete ich leiſe, „ich habe deine Nußtorte vergeſſen.“

Ich hörte das feindliche Gemurmel und halbunterdrückte Kichern der anderen Seite.

Er ſprach:

„Ich brauche keine Torte. Wann endet einmal dieſer Tag?“

Sein Geſicht war ganz bleich.

Ich wollte ihm ſagen, es wäre ſchon halb Neun, und gleich käme die Schlafenszeit —

da erſchien das Kamel auf der Schwelle ſeines Zimmers und rief den Roten zu ſich.

Ich war allein. Das Gemurmel wurde ſtärker.

Jetzt werden ſie mich angreifen, dachte ich, denn der Rote iſt beim Kamel.

Und nur aus Angſt, nur darum, weil ich nicht länger warten konnte, ſchrie ich auf einmal:

„Feiglinge!“

Da warfen ſie ſich auf mich.

Eine halbe Stunde ſpäter, im Schlafſaal, drückte ich mein Geſicht in die Kopfkiſſen, damit niemand höre, wie ich bitterlich weinte.

Die große Hofuhr mit der ſchönen, tiefen Stimme ſchlug Zehn, dann Elf, dann Mitternacht.

Und ich weinte. Nicht darum, weil mir Kopf, Rücken und alle Glieder ſchmerzten, ſondern aus Scham darüber, daß ſie mich verprügelt hatten.

Dann ſchlief ich ein. Aber das Fräulein im roſa Kleid ſprach zu mir ganz leiſe:

„Kleiner Offizier.“

Sie lief raſch vor mir her, und ich wollte ihr folgen, aber ſie war flink wie eine Maus, und ich ſah ſie ganz weit, wie ein winziges roſa Pünktchen.

Als ich ſie ſchließlich dennoch erreichte, wurde ſie trotzdem nicht größer. Wahrhaftig, ſie war klein wie ein Kind und lag in ihrem hellen Kleidchen tot auf der Bahre.

Es war Nina, das Waiſenkind.

12.

Der erſte Hahnenſchrei

Wir waren nun alle miteinander verſöhnt, denn der letzte Sommer in der Anſtalt war gekommen.

„Donnerstag, den ſoundſovielten, nachmittag!“ erklärte Profeſſor Silius mehrmals, eigentümlich ſtrahlend.

Er meinte aber noch nicht den Beginn der Freiheit, ſondern nur den Beſuch der Sternwarte.

Er konnte ſich unerhört lange auf etwas freuen. So ein Kind war er. Und doch nährte er ſich hauptſächlich mit Mathematik. Im Winter nahm er ſie zu ſich ganz trocken und meinte dennoch, daß ſie herrlich ſchmeckte. Im Frühjahr aber begann ſeine

Mathematik zu blühen. Gleichzeitig mit den ersten Veilchen leuchteten in seinen Vorträgen die ersten Sterne auf. Und später gab es auf der schwarzen Tafel nichts mehr wie Himmelskörper.

Das war aber gleichsam nur seine Angelegenheit. Wir anderen bebten vor der Reifeprüfung und hatten keine Zeit für Saturn, Aldebaran, Orion.

Der Hampelmann wußte schon alles. Eher konnte die große Anstalt zusammenstürzen, als er bei der Matura durchfallen.

Manchmal kam er in unsere Abteilung und fragte mich:

„Soll ich dich einmal aus Griechisch überprüfen?"

Nein, das wollte ich nicht. Ich wußte, daß ich keine seiner Fragen beantworten würde; er kam mir unerbittlich vor wie kein Professor.

Er sprach mit sanfter Stimme:

„Nimm es nur nicht zu leicht. Der Schade wäre unermeßlich, wenn du ein Jahr verlöreſt.“

Ich dachte mir: Lieber Gott, habe ich nicht genug Jahre vor mir?

Aber ich traute mich nicht, es dem Hampelmann zu ſagen. Davor warnte mich das dunkle Gefühl, er könnte mir durch ein Wort die Hoffnung auf die Menge freier, roter Jahre zerſtören.

Und ich lernte angſtvoll.

In dieſem Sommer des heftigen Lernens ſpürte man hauptſächlich den Flieder. Er roch eigentümlich fein und ſüßlich nach Liebeständeleien mit hübſch gekleideten Fräuleins aus guten Häuſern.

Manchmal aber roch er nach Ophelias Wahnſinn. Ich hatte in den allerletzten Ferien unter einem Fliederbaum des gräflichen Parkes zum erſtenmal „Hamlet“ geleſen. Wie eine tiefe, ſchwere Liebeskrankheit war es damals über mich gekommen.

Paul, der trotz seiner Lustigkeit schon so eigentümlich erwachsen war in seinem ganzen Wesen, hatte mich wegen dieses Buches viele Wochen verspottet und mich einen kindischen Narren genannt. Und nun roch es wieder danach wie eine Versuchung des Teufels.

Ich lernte mit Schmerzen, wie ein Sklave arbeitet. Keinen Augenblick verließ mich die Furcht, daß der Hampelmann recht haben und man nichts Kostbareres verlieren könnte als ein Jahr seines Lebens.

Meine blauen Hefte waren seit mehreren Wochen auf rätselhafte Weise verschwunden, und ich kränkte mich zuerst Tag und Nacht, aber dann sagte ich mir:

Es ist das beste. Denn sie hätten mich nur von der Hauptsache abgehalten.

Ich konnte mir immer ausgezeichnet vorstellen, was der Hampelmann zu dem oder jenem sagen würde, und ich wußte, daß meine Hefte zu den Dingen zählten, die er

als kindiſch und Lebensjahre raubend geringſchätzte.

Ich wiederholte mir:

Es iſt das beſte. Und ich werde mir auch keine neuen anlegen. Nach dem Abiturium beginnt der Ernſt des Lebens.

Vorläufig aber fuhren wir mit einem alten Omnibus zur Sternwarte. Und Profeſſor Silius ſaß wie ein kleiner Junge auf dem Bock.

Während der Fahrt ſprachen ich und meine Kollegen über die mutmaßlichen Themen der ſchriftlichen Prüfungen. Wir runzelten die Stirn, führten ſachliche Diskuſſionen, waren ernſt und beſorgt wie richtige Männer in beſonders ſchwierigen Zeiten.

Aber Silius auf dem Bock war lebhaft wie ein Junge. Er zwitſcherte unaufhaltſam. Niemand wußte, was. Er unterbrach uns fortwährend mit allen möglichen dummen Fragen, Bemerkungen, Ausrufen.

„Ja, ja," antworteten wir ihm hin und wieder gedankenlos, nachſichtig.

Als wären wir die Eltern und er unſer Jüngſtes.

Und auf dem Obſervatorium ſagte der kleine Mops:

„Gottlob hat jetzt Silius den Saturn. Nun wird er uns nicht ſtören.“

Und wir ſprachen weiter über die Prüfungsthemen. Silius allein ſah die Sterne.

Einige Tage ſpäter zeigte und erklärte er uns den Mond von der höchſten Trambouline unſerer großen Schwimmſchule. Das lange, ſchmale Sprungbrett ſenkte und hob ſich unter der gefährlich unruhigen Laſt unſerer halben Klaſſe, die mit verhaltenem Jubel gegen den auf dem äußerſten Rande ſtehenden Silius drängte und drückte.

Während des Vortrages vom Monde herrſchte eine wahre Spannung, denn im nächſten Augenblick, dachte man, würde Silius ins Waſſer fallen. Aber es geſchah ihm nichts. Wie ein Sinnbild der Wiſſenſchaft ſtand er feſt und aufrecht da, heldenmütig aus ſeliger

Zerſtreutheit, hörte weder Spott noch Lachen, und der Mond, von dem er ſo glühend redete, übergoß mit kaltem Licht ſeinen blaſſen Chriſtuskopf.

Da ſpürte ich einen Augenblick merkwürdige Gewiſſensbiſſe. Als hätte ich zum erſtenmal im Leben etwas Wichtiges verſäumt. Hatte ich mich nicht vor vielen Jahren mit dem Gedanken abgequält, daß die Mathematik außer ihren langweiligen Äußerlichkeiten einen höchſt wunderbaren inneren Sinn haben müßte, einen märchenhaften, verborgenen Kern, der ſich mir einſtens offenbaren würde?

Vielleicht war eben das, was Silius auf der ſchwankenden Trambouline vortrug, die Erklärung der Geheimſprache der Ziffern? Und ich machte mir bittere Vorwürfe, daß zu dem vielen anderen, das ich in den acht Schuljahren verſchlafen habe, auch die koſtbare Sternkunde gehörte. Vielleicht war gerade ſie etwas, was ganz beſonders für mich paßte

und mir wie ein Zauberschlüssel alle versperrten Türen öffnen würde.

Ich entsann mich, daß ich als achtjähriger Junge Astronom werden wollte. Warum hatte ich es damals gewußt, und warum wußte ich jetzt, im letzten Sommer hinter der Mauer, nichts über mein künftiges Leben?

Es war so heiß in diesem Sommer, daß wir fast die ganzen Tage im Garten verbrachten und Silius dort sogar den Unterricht in seinen Gegenständen erteilte.

Nach einer solchen Unterrichtsstunde — wir gingen schläfrig von der Sonne, langsam und träge zum Tor, denn der nächste Professor erwartete uns in der Klasse — machte mir Silius eine große Überraschung.

Er reichte mir plötzlich meine blauen Hefte.

„Wer hat es Ihnen gegeben?“ fragte ich, fast unartig heftig, und spürte, wie rot ich vor Verwirrung wurde.

Er antwortete milde:

„Einer deiner Freunde, in der beſten Abſicht. Aber das iſt Nebenſache. Worüber ich mit dir reden wollte, iſt eine beſtimmte Skizze aus dieſen Heften ...“

„Es ſind Spielereien ...,“ unterbrach ich ihn, noch immer ganz außer mir.

„Was es iſt, davon ſehen wir vorläufig ab,“ ſprach er unbeirrt ruhig, im Ton ſeiner Vorträge über Himmelskunde oder philoſophiſche Propädeutik, „ſondern beſchäftigen uns nur mit dem Stoff dieſer einen Skizze. Du bemühſt dich darin, den Geruch des Teiches, des Fluſſes und des Meeres zu beſchreiben.“

„Ich weiß, es iſt Unſinn!“ ſchrie ich beinahe vor Beſchämung.

„Es iſt unerhört ſchwer,“ ſagte er kühl und ſachlich, „ja, unausführbar nach meiner unmaßgeblichen Anſicht, ſo daß ich dich vor weiteren ſolchen Verſuchen, Gerüche in die menſchliche Sprache zu überſetzen, geradezu warnen möchte. Es iſt ein falſcher Weg. Er

erinnert an die bekannten Bemühungen, Musik mit Worten auszudrücken, deren Unfruchtbarkeit von großen Denkern glänzend bewiesen wurde ..."

Aber, dachte ich, wozu dies alles! Die Zeit der Hefte und meiner Schreibereien ist ohnehin schon zu Ende!

Und Silius sprach weiter von Tönen, Gerüchen und Gedanken.

Er zitierte eine lange Stelle aus Schopenhauer, verirrte sich dann plötzlich in die Sternenwelt und rief nach einer Exkursion auf den Mars unvermittelt aus:

„Um Himmels willen, nun habt ihr ja Latein!"

„Es ist ohnehin schon halb Zwölf," entgegnete ich.

Er schaute ratlos auf die Uhr, dann auf mich.

„So, ja ... Gehen wir also noch ein wenig spazieren," entschied er schließlich, als wäre es das einfachste.

Später bemerkte er lächelnd:

„Vielleicht ist das Spazierengehen dein eigentlicher Beruf.“

Ich sagte rasch, erschrocken:

„Ich weiß, Sie meinen, ich sei faul, Herr Professor. Aber das ist schon vorüber. Nun spüre ich, daß man keine Zeit verlieren darf, sondern unausgesetzt sein Ziel vor Augen haben und arbeiten muß.“

„Kopfstimme,“ murmelte Silius, wie spöttisch, und dann blieb er stehen und fragte mich:

„Was ist aber dein Ziel? Was willst du werden?“

Ich antwortete zögernd:

„Ich weiß es noch nicht so genau, aber ...“

Er unterbrach mich:

„Noch nicht? Merkwürdig. Die meisten von deinen Kollegen werden, glaube ich, Juristen.“

„Richtig,“ fiel es mir ein, „ich auch. Das wollte ich eigentlich auch sagen. Ich werde

Juriſt, wahrſcheinlich Beamter. Mein Onkel wünſcht es."

„So, dein Onkel. Und was wünſcheſt du dir ſelbſt?"

Ich ſchwieg.

Da wurde er rot, wie vor plötzlichem Zorn, und rief mit erhobener Stimme:

„Menſch, wach' auf! Hörſt du nicht den erſten Hahnenſchrei? Dein Leben beginnt. Und ich ſage dir aus Erfahrung, ſobald das Leben begonnen hat, iſt es auch bald zu Ende!"

Ich blickte ihn verblüfft an, und er ſprach dann viel ruhiger:

„Ich meine bloß, es ſei für dich die höchſte Zeit, einzuſehen, daß du dir gar nichts wünſcheſt. Verſtehſt du mich?"

„Nein," ſagte ich leiſe.

„Du wirſt es recht bald verſtehen. Du gehörſt zu jenen, die nicht dazu da ſind, dies oder anderes im Leben zu erreichen. Denn das Leben ſelbſt iſt Gegenſtand all deiner Sorgen. Du kommſt über das Staunen darüber

nie hinweg. Du wirſt nie den heutigen Tag haben, denn du biſt dazu verdammt, ſtets den geſtrigen wiederzukäuen. Mit anderen Worten: Dein Beruf ſind dieſe Hefte ..."

Ich dachte einen Augenblick nach. Ich erblickte dabei den Kopf des Hampelmanns in einem Fenſter der Anſtalt.

Und plötzlich bemerkte ich:

„Wenn man aber kein Vermögen hat, ſo muß man für die Beſtreitung ſeines Unterhaltes ſorgen."

Silius nickte, wie hocherfreut, und bemerkte:

„Kopfſtimme."

„Was bedeutet das?" fragte ich ungeduldig.

Nun ſagte er ganz ernſt, gleichgültig und trocken:

„Es bedeutet, daß die vernünftigen Leute, von denen du das vom Unterhalt weißt, unbedingt recht haben. Unbedingt. Sie haben immer recht. Darum werde das, was die Mehrzahl von den Zöglingen dieſer Anſtalt. Sie iſt für künftige Juriſten."

„Das habe ich ja eben geſagt," verſetzte ich erleichtert.

„Es iſt das einfachſte," ſchloß Silius.

Bis auf zwei oder drei Ausnahmen meinten alle Kollegen, es wäre das einfachſte.

Der Rote fand es aber für ſich einfacher, Soldat zu werden. Er war es ſchon längſt in Gedanken. Als er einmal während der Lateinſchule ſo laut mit der Zunge ſchnalzte, daß alle lachen mußten, wußte nur ich allein, daß er in dieſem Moment eigentlich Remonten zuritt und nur ſcheinbar auf einer Schulbank ſaß.

Ja, ſeine Einbildung hatte eine ganz genaue Zeiteinteilung, die nur ich allein kannte. Und nur ich war imſtande, dem Zuckerl zu erklären, warum ihn der Rote täglich zwiſchen vier und fünf Uhr nachmittag ſo entſetzlich behandelte; es bedeutete Rekrutenabrichtung. Übrigens ertrug das Zuckerl dieſe Gewalttätigkeiten überaus anſtandsvoll, ja ſogar mit einem unbeſchreiblich zuvor-

kommenden Lächeln, denn in seiner Seele versah er schon seinen künftigen diplomatischen Dienst.

Die zweite Ausnahme, der Storch, erklärte mir, daß er nach Beendigung der Anstalt in seinem kleinen Heimatsort leben und dort versuchen würde, die Anstalt zu vergessen.

„Und was wirst du tun?" fragte ich.

„Nachdenken. Hier wurde ich nie mit einem begonnenen Gedanken fertig. Durch unzählige elektrische Glockenzeichen wurde ich daran gehindert. Ich durfte ochsen oder Gelenkübungen machen oder einen Präfekten grüßen, aber mein Gehirn zu gebrauchen, nein, dafür hatte ich hier weder Zeit noch Ruhe ..."

Manchmal war es mir, als gehörte der Storch zu einer ähnlichen Art von Menschen wie ich selbst, und als spräche er nur das aus, was ich fühlte. Aber sein Denken war für meinen Geschmack zu grau und langwierig. Oft hielt ich vor Nervosität nicht aus, wenn

er umständlich und in logischer Ordnung darüber redete. Und ich begriff, daß er zu seinen seelischen Unternehmungen ein ganzes Leben brauchen würde.

Vorläufig lernten wir aber alle zur selben Prüfung. Wir ließen uns manchmal schon um halb fünf Uhr wecken, und ...

Wie seltsam ergreifend ist es, wenn die erste Amsel, ganz allein und leise, als spräche sie noch im Schlaf, zu singen beginnt! Die Fenster waren offen, und der Flieder duftete, und dabei vergaß ich hin und wieder, was mir bevorstand. Ich vergaß, daß ich Angst hatte. Ich konnte eine ganze Minute sorglos dasitzen und in die Luft schauen, als wäre ich noch klein und die Gefahr der wichtigsten Prüfung unendlich weit.

Geschah mir das mitten im Tage, so bemerkte es das Kamel sofort.

„Da seht den Jüngling!“ schrie er, „er tut gar nichts und denkt sich, der liebe Gott wird mir schon irgendwie helfen!“

Da war die Angſt ſofort wieder da.

Nach vielen Tagen war aber plötzlich das Schwierigſte vorüber, und ich wußte, daß mir der liebe Gott beinahe ſchon geholfen hatte. Ich wollte es zuerſt ſelbſt nicht glauben, daß der hohe Berg, genannt die ſchriftliche Prüfung, den ich ſo lange vor mir geſehen hatte, nun hinter mir lag, klein und harmlos, als wäre er immer nur ein Hügel geweſen.

„Und nach der mündlichen“, geſtand ich dem Roten, „fahre ich nach Venedig; der Onkel gibt mir dazu ſo viel Geld, als ich brauche.“

Am letzten Ausgangstag ſaßen wir mit dem Roten in einer kleinen Weinſtube und ſprachen wie gewöhnlich ganz ernſt miteinander. Nichts lag uns ferner, als zu viel zu trinken.

Daß es dann anders kam, war die Schuld des Hampelmanns. Zufällig fand er ſich im nämlichen Gaſthaus ein, ſetzte ſich an unſeren

Tiſch und bemerkte, indem er mich ſcharf ins Auge faßte:

„Mir ſcheint, mein Lieber, du haſt ſchon genug.“

Und da bekam ich wirklich den Rauſch.

Was ich in dieſem Zuſtand geſchrien habe, erfuhr ich erſt den nächſten Morgen.

Es waren Worte, die eine Frau — es war die ſchönſte in der Welt — vor mehreren Jahren an der Riviera zu jemandem geſagt hatte:

„Ich will Freiheit! Volle Freiheit!“

13.

Die Puppe

In Venedig, wo ich ganz die Zeit vergaß, erging es mir einmal sehr schlecht mit dem Geld.

Plötzlich begegnete mir der Hunger. Und gerade damals war ich nicht allein, was meine Verlegenheit noch erhöhte. Ein Herr hatte sich mir angeschlossen. Und er wußte nichts von meinem Zustand, ja, er hielt mich einige Tage für wohlhabend.

Dieser Herr war ein älterer, sehr freundlicher Kaufmann. Er hatte, wie er öfters sagte, keine Veranlassung, lustig zu sein. Und er seufzte häufig. Er hätte, erzählte er, eine kranke Familie, viel Kummer und sehr verwickelte Geschäfte.

Ich beſchrieb ihm alles, was wir uns gemeinſam anſchauten, und er fand meine Bemerkungen richtig. Als ich einmal etwas Heiteres ſagte, lachte er ſofort ausgiebig. Und von nun an blickte er mich hin und wieder erwartungsvoll an, wie wenn er dächte: Vielleicht äußert der junge Mann noch einmal ſo etwas wie früher. Er war nicht anſpruchsvoll. Was mich für ihn einnahm, war, daß er zuweilen ſtehenblieb, um dies und jenes zu betrachten. Er hatte Sinn für Kleinigkeiten, die in Venedig ſo groß ſind. Und er genoß ſie in meiner Geſellſchaft.

Wir ſtanden oft zuſammen auf einer namenloſen, ſteinernen Brücke und blickten lange aufmerkſam auf etwas dunkles Waſſer, niedrige Fenſterchen, die zu irgendeinem halb ſichtbaren Privatdaſein gehörten, ein ſchwarzes Boot, das flink und ſchlau um die Ecke fuhr, Stufen, die ihr ganzes Leben feuchte Füße hatten.

Wir unterhielten uns. Dabei fragte ich mich manchmal im ſtillen, ob der Kaufmann

dasſelbe wie ich ſah, roch und hörte. Ob er ahnte, daß hinter dem Ganzen eine Art Muſik ſpielte. Aber ſchließlich genügte es mir, daß er ſo geduldig daſtand und ſchaute.

Zuweilen bemerkte er:

„So große Tomaten ſah ich nur einmal, in Nagy-Kanizſa.“

Oder er zeigte auf irgend etwas:

„Das iſt von Palmenholz.“

Dieſe Worte ſollten natürlich nicht ſeine tiefſten Eindrücke wiedergeben. Er hätte anderes hervorgehoben, wenn er gewohnt wäre, auf ſeine inneren Erlebniſſe zu achten und ſie auszudrücken.

Er war Spielwarenhändler.

Einmal, auf der Piazetta, ging er zu einigen ſchwarzen Knirpſen hin, hob ihren kleinen ſchmutzigen Ball vom Boden auf und ließ dieſen zehnmal ſpringen. Dabei machte der dicke, alte Herr ein ernſtes, bitterböſes Geſicht.

Als er die Knirpſe vor Vergnügen johlen

hörte, lachte er sofort, über alle Maßen, als hätte er nur auf das Zeichen gewartet.

Er teilte mir mit:

„Sehen Sie — das ist ein guter Ball und spottbillig. Solche führen wir gar nicht."

Und er berichtete mir über die verschiedenen Arten von Bällen, die sie führten.

Ein anderes Mal, zu Mittag, schauten wir uns die Obsthändler und Fischhändler auf dem Rialto an. Die Sonne leuchtete prächtig, und der Kaufmann sprach:

„Ich habe zu viel Familienverdruß. Ich möchte heute nicht bei mir, sondern, wenn Sie gestatten, mit Ihnen speisen. Gehen wir wohin."

Vor dem Essen hatte ich aber die Eingebung, in meine Börse zu schauen, wie viele von den angenehmen, mittelgroßen Franken, die ich so gern ausgab, noch darin wären.

Darauf erklärte ich enttäuscht:

„Merkwürdig, der Appetit will sich bei mir heute nicht einstellen."

Der Kaufmann bestellte Spaghetti und machte die Bemerkung:

„Vielleicht beliebten Sie vormittags eine ganze Menge Feigen zu verzehren.“

Ich war sehr traurig, als seine Portion kam und duftete.

Dann kriegte er aber obendrein noch ein Huhn. Das war zu viel. Ich versicherte heftig, dem Weinen nahe:

„Bei Gott — nicht einen Bissen könnte ich herunterwürgen.“

Er sah mich an.

„Hätte ich das geahnt . . .,“ sagte er vorwurfsvoll.

Als wir uns trennten, war er förmlich niedergeschlagen, weil ich nicht mitgegessen hatte.

Zu Hause untersuchte ich noch einmal die Börse. Ich war sehr verstimmt.

Jetzt, dachte ich, sollte ich das große Geld haben, das ich vor vier Wochen vom Onkel hatte. Da würde ich ganz anders wirtschaften.

Es war zu ſpät. Nun hatte ich ſtill, und ſo lange als es anging, zu hungern.

Den dritten Tag begegnete mir aber der Kaufmann auf der Merceria.

Er ſtarrte mich wie entſetzt an und nahm mich dann unter den Arm.

„Heute habe ich ſchon geſpeiſt!“ ſchrie ich.

Dabei hörte ich mich ſelbſt. Es klang hoch und ſo angſtvoll, als ob ich im Traume ſchrie.

Der Kaufmann ſtarrte mich an. Dann aber ſprach er raſch und aufgeregt:

„Ich habe eine kleine Tochter. Ich brauche dringend einen Lehrer für ſie. Dringend! Hören Sie, da iſt das Geld für den erſten Monat. Sie heißt Ricca. Am liebſten kommen Sie gleich mit. Sie haben Intelligenz, Sie haben das beendete Gymnaſium . . .“

„Ricca?“ fragte ich und leiſtete etwas Widerſtand, als käme es auf den Namen an.

„Raſch, raſch eine Gondel!“ rief er in einen engen Canale hinunter, „eine gondola, una, una, subito, prego.“

Er war oft lächerlich aufgeregt. Wie er gackert, dachte ich, und mein Magen knurrte.

Wir fuhren zu seiner Wohnung. Der Kahn schaukelte. Ich spürte einen Rausch von den unverhofften, neuen Franken, die ich bekommen hatte.

Als wir auf der Riva degli Schiavoni ausgestiegen waren, wies ich auf den zweiten Stock eines Hauses und sagte:

„Hier wohnen Sie bestimmt. Denn Sie sind, wie Sie mir mitteilten, Spielzeughändler. Und was steht dort am Fenster?"

„Meine Tochter," erwiderte er etwas erstaunt.

Das brachte mich aus der Fassung, denn ich hielt sie für eine Puppe.

Auf der Stiege seufzte er und gab zu, er hätte eine wunderhübsche Tochter, aber ihre Erziehung wäre vernachlässigt.

„Und das ist unsere Wohnung," stellte er vor, als wir durch die Küche eingetreten waren, „es sind drei Stuben im ganzen."

Nebenan hustete es jammervoll. Die Tür war halb offen.

„Das ist meine Frau, und ihr Leben hängt an einem Faden," rief er laut, als wäre die Kranke taub oder schon bewußtlos, „jawohl, an einem Faden. Und die Füßchen hier, unter dem Fenstervorhang, gehören Ricca. Komm' nur heraus, mein Kind. Dein Lehrer ist da, und wir werden zusammen Schokolade trinken. Das ist Ricca."

Wir tranken zusammen Schokolade. Alle drei mit außerordentlicher Lust, und ohne etwas übrig zu lassen. Warum sollten wir nicht auch möglichst viele Kuchen dazu essen? dachten wir alle drei. Und mein sonderbarer Rausch wurde davon noch ein bißchen größer.

Als ich einen Augenblick ausruhte und aufschaute — wer stand vor mir? Lang und dünn, in einem gewissenhaft weißen Puppenkleidchen, mit einem schwarzen Puppenhaar stand sie da und blickte mir so offen und direkt ins Gesicht, als wäre sie wirklich von Wachs.

„Es iſt ein Unglück," klagte weiter der Kaufmann, „denn bisher hatte ich keine Zeit, mich um ſie zu kümmern. Ich bin der Sklave meiner gottverdammten Geſchäfte. Und das . . ."

Er zeigte mit dem Finger auf ſie.

„Das treibt ſich ſeit Jahren mit der Mutter in der Welt umher. Bald ſind ſie in Kairo, bald in Italien, bald in Reichenhall . . . in allen Orten, wo gehuſtet wird . . . und ich komme zu ihnen immer nur auf Beſuch, und, weiß Gott, es iſt kein Leben — und für ihre Erziehung iſt es Gift. Schauen Sie, wie groß ſie ſchon iſt . . ."

Ich verſuchte zu ſchauen. Aber ihr Blick war noch immer ſo hell und direkt, daß ich ihn in meiner Schwäche nicht aushielt und ſogar mein Mund leiſe bebte.

„Und was das alles koſtet!" klagte der Vater weiter, „die Hotels, die Reiſen . . . und vor allem die Ärzte, ja . . . Das Herz blutet. Ricca iſt friſch und lebhaft, aber . . . wenn man nicht aufpaßte, nicht immer im Süden mit

ihr lebte ... Unſer Junge, um ein Jahr älter als ſie, ſtarb im Frühling — jawohl ..."

Er ſeufzte, nickte mit dem Kopf und fügte mit trauriger Brutalität hinzu:

„... auch an Tuberkuloſe natürlich, an Tuberkuloſe."

Nebenan huſtete es wieder. Und Ricca ließ ſich plötzlich vernehmen.

„Eine Mandarine," verlangte ſie.

Der Kaufmann reichte ihr die Mandarine und ſeufzte.

„Ich möchte einen anderen Namen für ſie ausdenken," grämte er ſich, „denn ‚Ricca' iſt nichts, ärgert mich immer ... So nannte ſie der Maître d'hôtel in Bordighera, und ſeither ... Aber ich werde doch mein leibliches Kind nicht einem Kellner zuliebe ..."

Plötzlich unterbrach er ſich und fragte beſorgt:

„Können Sie auch ſtreng ſein? Ich meine, nicht gleich ... aber nach einiger Zeit, wenn Sie ſich erholt haben, das heißt ... Nein,

ich meine nicht geradezu ſtreng, aber... Könnten Sie ihr etwas befehlen? Könnten Sie ihr ſagen: ‚Du haſt bis morgen dieſe zwei Seiten unbedingt zu lernen, unbedingt‘...?“

„Meine Mandarine liegt dort unten,“ erklärte Ricca und zeigte irgendwohin.

Der dicke Kaufmann warf ſich auf den Boden und ſuchte.

Im Nebenzimmer huſtete es.

„Wo?“ fragte er und ſchnaufte.

„Dort,“ ſagte Ricca zu mir.

Und nun ſaß ich auch auf dem Fußboden. Wir ſuchten beide. Der Kaufmann bewegte ſich rührend, wie ein Elefant.

„Vielleicht unter dem Sofa,“ bemerkte ich ſchüchtern.

Sie ſaß auf dem Fauteuil und ſchaute, mit den dünnen Beinen baumelnd, aufmerkſam zu, wie wir ſuchten.

„Ricca,“ rief eine hohle, ſchwache Stimme vom anderen Zimmer, aber man achtete nicht ſehr darauf.

Der Vater ſagte leiſe, während wir ſuchten:

„Im Vertrauen geſagt ... ſie liebt mich mehr als ihre Mutter. Die Mandarine iſt nicht zu finden. Obwohl ſie mit ihrer Mutter immer zuſammen iſt und mit mir nur hin und wieder auf einige Wochen. Aber ſagen Sie's niemandem. Dieſe gottverdammten Geſchäfte, das große Warenhaus ... Die Mandarine iſt nirgends —"

„Die Mandarine iſt da," ſage ich leiſe und werde dann heiß im Geſicht. Sie lag unter dem Fauteuil, auf dem Ricca ſaß.

„Grazie tante," ſpricht das Mädchen und wartet, daß ich ihm die Apfelſine reiche.

Ich ſtreife mit der Hand ihren Fuß, ihr leichtes, wie aus Gänſeblumen gemachtes Puppenkleid, und aus Ratloſigkeit werde ich ſtrenge, wie es der Vater wünſchte.

Ich verbeſſere:

„Nicht grazie, ſondern danke."

„Danke," wiederholt Ricca wie ein kleines Kind.

„So ist's recht," freut sich der Vater.

Wir sind beide stolz, er und ich. Die Sonne scheint ins Zimmer — Ricca schaut jetzt nachdenklich, wie mißtrauisch, von einem zum andern. Der Vater erhebt sich unbeholfen.

Und plötzlich weiß ich, es ist wie ein jäher Schrecken, daß ich infolge der genossenen Schokolade zu etwas sehr Schlimmem verurteilt bin. Ja, die Schokolade steht schwarz zugleich und süßlich vor mir und droht mir — sie verspricht, mich in der nächsten Minute in einen Abgrund zu werfen — und die Sonne wird dunkler, mein Körper erkaltet auf die peinlichste Art — ein alter Mann und eine weiße Puppe blicken auf mich mit großen Glasaugen —

Nach einigen Jahrzehnten weckt mich der alte Mann und teilt mir mit:

„Sie waren in Ohnmacht gefallen."

Es ist der Spielwarenhändler, erinnere ich mich. Ich erkenne den Sonnenschein vom selben Tage. Ich spüre einen leisen Orangen-

duft und drehe den Kopf herum. Ja, wo ist das kleine Mädchen?

Es schien mir, daß der Kaufmann mir irgendwelche Vorstellungen machte, aber ich konnte noch nicht gut hören — vielleicht riet er mir ab, in Ohnmacht zu fallen.

Wo ist das kleine Mädchen? dachte ich.

Der Kaufmann antwortete laut:

„Ricca ist fort, Essig holen — aber nun brauchen Sie's nicht mehr — Sie stehen und bewegen sich."

Er bot sich an, mich nach Hause zu begleiten.

„Wir nehmen uns wieder eine Gondel," schlug er vor.

„Aber morgen komm' ich wieder," erklärte ich fest.

„Natürlich, dann kommen Sie täglich. Es ist doch ausgemacht."

Ich biß den Mund zusammen. Die heiße Freude darüber, daß mein tägliches Kommen ausgemacht wäre, floß mir in Tränen über das Gesicht.

„Sie ſind noch immer ſchrecklich erregt," bemerkte der Kaufmann in der Gondel.

Vielleicht haben wir das Glück, hoffte ich, von weitem Ricca laufen zu ſehen. Aber wir hatten nicht das Glück.

In der Nacht erinnerte ich mich:

Wenn man zu ihr ſpricht, neigt ſie immer raſch den Kopf zur Seite — komiſch, daß ſie es immer tun muß, wie ein Spatz. Man ſollte viele Verſuche machen, ſie zum Beiſpiel zehnmal nacheinander mit unerhörter Schnelligkeit anſprechen — — Sie würde lachen, ſehr ſtark, plötzlich, ſcheinbar affektiert, wie kleine Kinder, und den Kopf würde ſie jedesmal genau auf die gleiche Weiſe neigen ...

Aber eigentlich, dachte ich im Einſchlafen, habe ich ſie zu unterrichten, ſehr ernſt und entſchieden zu ihr zu ſein, ihr einfach bis morgen zwei Seiten aufzugeben.

Den nächſten Tag wachte ich überſelig auf.

Die Sonne war ſchon da, und ich hörte auch

ſchon die Schuhe der Venezianerinnen auf den Steinen klappern.

Und ich erinnerte mich:

Wenn man ihr Kleid berührt, ſo iſt es wie ganz dünnes Papier, aber lebendig wie die Flügel vom Kohlweißling, warm und zitternd, und vielleicht läßt es Schuppen zurück.

Meine Freude aber kam daher, daß ich ſchon geſund und ohne zu wanken über den Platz des Heiligen Marcus ſchreiten konnte.

Dafür, entdeckte ich, ſchwankt der Platz ſelbſt ein wenig. Ja, geht man hier nicht wie über Glasperlen und Muſchelſchalen? Ich werde heute darauf die kleine Ricca aufmerkſam machen, werde ihr beſchreiben, wie ſich das venezianiſche Pflaſter hart und unbeweglich ſtellt, dabei aber doch irgendwie heimlich wogt wie das Meer ... Und wenn der Kaufmann fragt, was das für ein Lehrgegenſtand ſei, ſo ſage ich: „Geographie“, und wenn ſich der Kaufmann zufällig aus dem Zimmer entfernt, ſo ſpreche ich zu Ricca:

„Erlaube mir nur deine Hand zu küſſen, ſonſt nichts.“

Auf allen Kirchentürmen ſchlug es elf Uhr. Ich eilte zur erſten Stunde auf die Riva degli Schiavoni, und mein Herz pochte namenlos, denn ich erinnerte mich:

Wenn man nur ihre Augen betrachtet, ſo iſt ſie eigentlich ſchon ein großes Mädchen.

Als ich aber dann wirklich in die Wohnung des Kaufmanns kam, ſaß Ricca auf dem Fauteuil, baumelte mit den dünnen Beinen, und ich mußte mir ſagen:

Nein, ſie iſt noch ein Kind.

Der Kaufmann fragte, wie es mir ginge, und mit welchem Gegenſtand ich den Unterricht beginnen würde.

„Heute iſt Geographie,“ erklärte ich zitternd.

Dann konnte ich aber vor Aufregung nicht ſprechen.

Auf meinen ſtummen Befehl las Ricca aus einem alten Schulbuch:

„Indus, Ganges und Brahmaputra entſpringen im Gebirge Himalaja . . .“

Sie hat ganz kleine Hände, dachte ich. Und weil dieſe Puppenhände geſtern mit einer Mandarine ſpielten, duftet nun ganz Venedig, von der Giudecca bis zu den Fundamenta Nuova, wie ein Orangenhain.

Sie las:

„Ganges iſt den Indern heilig, Himalaja iſt das größte . . .“

„Sie verzeihen gütigſt,“ ſprach der Kaufmann, „daß ich mich auf kurze Zeit entferne.“

Er ging aus dem Zimmer, und ich erblaßte.

Ich ſchaute auf die kleinen Puppenhände — aber ſchließlich ſagte ich bloß:

„Lies weiter —“

Und Ricca baumelte fröhlich mit den Beinen und las:

„. . . Himalaja iſt das größte Gebirge der Welt. Indus entſpringt im Weſten, Brahmaputra im Oſten und Ganges in der Mitte . . .“

14.

Glasperlen und Meermuscheln

Monate vergingen, und der Kaufmann war schon zu seinen verwickelten Geschäften gereist. Ich blieb noch immer in Venedig.

Täglich mußte ich wenigstens einmal daran denken, daß ich längst an einem anderen, viel wirklicheren und vernünftigeren Orte sein sollte. Und ich glaube, daß auch andere fühlten, wie ich mit mir vergeblich kämpfte. Das Wetter war schön, so daß die kranke Mutter Riccas aufstehen und unseren Unterrichtsstunden beiwohnen konnte. Sie sagte seufzend:

„Nein, es ist gar nicht so leicht, von hier wegzukommen. Man sieht keinen Weg, der hinausführt ... Finden Sie nicht? Diese

unglaubliche Stadt ist wie unter einer großen Glasglocke ... Ich machte diese Beobachtung, als ich im vorigen Winter so schwer an Todesfurcht litt und fortfahren wollte. Wie oft schaute ich durch die kleinen Fensterchen auf die Lagune, und ich sah nirgends ein Tor in die Welt hinaus ... Nun ist der zweite Winter da, und wir sind noch immer unter der Glasglocke."

„Himmel," erschrak ich, „es ist tatsächlich schon Winter."

„Wollen Sie weg?" fragte Ricca. „Dann werde ich Sie festbinden."

„Sei artig," ermahnte die Mutter sie mit einer bekümmert zerstreuten Stimme.

Ricca zeigte auf die Straße.

„Beppo kommt schon mit dem Essen von der Trattoria."

Ich sah hinaus.

„Dieser alte Mann?" rief ich erstaunt. „Ich kenne ihn."

„Natürlich," sagte Ricca, „er kommt doch immer her."

„Er iſt wie tauſend andere alte Männer in Venedig," meinte die Mutter.

Aber ich konnte mich vor Staunen nicht faſſen, denn Beppo grüßte deutlich zu mir herauf, als kennte er mich ſo gut wie ich ihn.

„Er iſt überall," ſagte ich, „und ich begegne ihm jeden Tag in den verſchiedenſten Gegenden der Stadt. Er erſcheint in allen Gäßchen, die nach einer verkehrten Richtung führen oder plötzlich am Waſſer enden. So oft ich mich verirre, taucht er ſofort auf und will mir den Weg zeigen. Dabei hält er mich nur auf, denn er kann nicht wiſſen, was ich ſuche . . ."

„Und was ſuchen Sie?" fragte Ricca und neigte den Kopf zur Seite.

Ich ſtand auf, denn ich hatte wieder die ſchlimmſten Gewiſſensbiſſe.

„Meiſtens die Poſt," entgegnete ich leiſe.

„O, die iſt doch ſo leicht zu finden," riefen faſt gleichzeitig Ricca und ihre Mutter.

Aber nun überkam mich die Aufrichtigkeit.

„Vielleicht iſt es leicht," ſprach ich, „wenn man ſich nicht davor fürchtet, wirklich dorthin zu kommen. Aber ich verſuchte es ſchon viele Male und gab es auf halbem Wege immer wieder auf. Denn auf der Poſt warten ſicher mindeſtens zwanzig Briefe auf mich ..."

Die Mutter ſah mich entſetzt an.

„Von wem denn?" fragte ſie.

„Von meinem Onkel und von anderen Verwandten. Denn ſie ſind ſicher etwas böſe oder beunruhigt, weil ſie das von der Glasglocke nicht wiſſen ... und darum nicht begreifen, daß ich noch immer hier ſitze ..."

„Um's Himmels willen," flüſterte die alte Frau kopfſchüttelnd.

Ich mußte ihr heilig verſprechen, alles ſofort in Ordnung zu bringen. Wie ich es tun ſollte, ſagte ſie nicht. Sie war ſo ſchrecklich unbeholfen und gar nicht gewöhnt, Ratſchläge zu geben.

Und Ricca ſchaute rätſelhaft zufrieden drein. Als wäre ſie ſchon eine richtige Frau und wüßte

ausgezeichnet, warum ich in Venedig die Zeit und die ganze übrige Welt vergessen hatte.

Aber sie stellte bloß fest:

„Auf die Post trifft jeder, nur der Herr Lehrer nicht."

„Sei artig," ermahnte sie nochmals abwesend die Mutter. Dann mußte ich mich empfehlen, denn Beppo war schon mit dem Essen im Zimmer.

Eine halbe Stunde später begegnete ich ihm aber weit von der Riva wieder.

Ich befand mich mitten im verwirrendsten Gäßchenlabyrinth der innersten Stadt. Hier kannte ich alles und gar nichts. Ich war schon oft durch diese Maulwurfswege im wachenden Zustand und im Traum gewandert. Aber meine Erfahrungen nützten mir nur so viel, daß ich wußte, wie falsch die Richtung war, die ich eingeschlagen hatte. Trotzdem ging ich, wie von einer fremden Kraft getrieben, weiter. Ich bog in eine kaum einen Meter breite Gasse ein, nur darum, weil mir ihre ziegelrote Farbe

ſo gut gefiel, und hatte dabei faſt die Gewißheit, daß ich ganz unſinnig ging und demnächſt umkehren würde.

In dieſem Augenblick kroch auch ſchon jener alte Beppo aus einem Loch hervor, lächelte intelligent-zutraulich und ſchlug vor:

„Ich zeige Ihnen den Weg.“

„Nein,“ ſagte ich heftig und ging weiter.

Der alte Mann folgte mir beſcheiden. Als ich plötzlich am Kanalufer ſtand und nicht weiter konnte, näherte er ſich mir höflich, zeigte auf das trübe Waſſer und konſtatierte freundlich:

„Aqua.“

„Nun ja, aqua,“ ſagte ich ablehnend, als befände ich mich eben nur dort, wo ich ſein wollte.

Bald darauf wurde es aber finſter, und die kühle Luft erregte in mir ein Gefühl von Verlaſſenſein. Der alte Mann ſtand noch hinter mir, und ich ſpürte, wie er mich geſpannt anſah. Er ſchlug leiſe vor:

„Zur Post —“

Nun wandte ich mich unwillkürlich um. Ich kapitulierte. Er nickte zufrieden, und wir rannten zusammen den Weg zurück. Zur Post war es überraschend nahe. Nach einigen Minuten wurde es gleichsam lichter und wärmer. Menschen und Lampen wurden häufiger. Man fühlte die Nähe eines Mittelpunktes.

„Ecco,“ sagte schließlich Beppo, und wir verabschiedeten uns für immer.

Ich wußte irgendwie, daß es für immer wäre. Der alte Mann sah auf einmal anders aus. Würdiger, edler, so typisch wie ein Denkmal. Die ganze Umgebung sah plötzlich so anders aus, daß ich erschrak und das mir Bevorstehende ahnte. Alles hatte ein Abschiedsgesicht.

Auf der Post erhielt ich einen Brief.

„Eigentlich erwarte ich zwanzig . . .,“ begann ich, etwas unsicher und leise.

Der Beamte schüttelte den Kopf und bedauerte; er hatte für mich nur den einen.

Die Schrift der Adreſſe war fremd; unangenehm ſpitz, gleichmäßig und wie gedruckt deutlich. Ich warf kaum einen Blick hinein und las ſchon die Worte:

„... und wirſt es bitterlich bereuen. Du weißt wohl nicht, was ein Jahr für unſere ganze künftige Laufbahn bedeutet. Auch ſcheinſt Du nicht zu fühlen, daß Du durch Dein monatelanges, ſonderbares Verhalten Deinen auf dem Lande lebenden Verwandten Kummer bereitet, vor allem aber Deinem verehrten Herrn Onkel in Wien, einer hochſtehenden Perſönlichkeit ...“

Der Hampelmann, wußte ich plötzlich.

Ich las nur noch den Schluß:

„... Kehre denn zurück zu Deinen Pflichten, zur ſtrengen, aber geſunden Wirklichkeit und zu Deinem allzeit getreuen Freunde und Schulkameraden ... Meier.“

„Meier,“ wiederholte ich verblüfft.

Der Hampelmann hieß Meier. Dieſe neue oder doch jedenfalls von mir vergeſſene

Tatsache beschäftigte einige Zeit mein Gehirn und linderte so ein wenig den Schmerz ob der unvermeidlichen Trennung von Ricca und Venedig.

Als ich in meinem Stübchen — es war nicht viel größer als ein Kleiderkasten — meine Koffer packte, fand ich einige von mir beschriebene Blätter. Eigentlich war alles, was darauf stand, von mir durchgestrichen. Alles bis auf den Titel: „Glasperlen und Meermuscheln".

Ich sagte zu mir bitter:

„Nicht einmal das ist mir gelungen. Nichts ist darin von dem vielen, das ich hier erlebt habe. Wozu erlebte ich es also? Weder dieses einzige Wesen noch diese einzige Stadt vermochte ich festzuhalten. Ich reise weg und nehme nichts mit."

Ich zerriß mein venezianisches Tagebuch und packte weiter. Erst um Mitternacht ging ich schlafen.

Kaum lag ich im Bett, klopfte es deutlich, beinahe laut.

Obwohl ich so hoch, fast auf dem Dachboden wohnte, sah ich das kleine Gesicht Riccas im Fenster.

„Was willst du denn?“ fragte ich erfreut.

„Einen Spaziergang mit dir machen,“ antwortete sie vernehmlich.

„Gut,“ sagte ich.

Und bald gingen wir zusammen über den großen Platz.

„Du wolltest heimlich abreisen, ohne von mir Abschied zu nehmen,“ sprach sie vorwurfsvoll.

Ich beschloß, zu ihr wie gewöhnlich zu sein; durch keine Miene zu verraten, daß ich sie liebte. Aber ihr Blick schien mir ganz anders wie bei Tag, seltsam feucht, beinahe zärtlich.

Sie bemerkte mein Erstaunen und lachte.

„Ja, ich bin verwandelt,“ erklärte sie stolz.

Sie setzte hinzu:

„Achte jetzt genau auf uns zwei. Auf mich und Venedig. Daß du dir uns merkest und dann mitnehmen könnest. Denn bisher sind

wir dir nicht gelungen ... Nun ſpürſt du wohl unſer Geheimnis in der Luft?“

Ich atmete mit einem unbeſchreiblichen Wohlgefühl. Rein, wie durch Nacht und Mondenſchein filtriert, duftete die Seele der Lagunenſtadt.

Wir näherten uns dem Ufer. Ich wandte mich um, denn die Farben der Kirche von San Marco ſtreiften feurig meine Schultern.

„Tut es weh?“ fragte Ricca lachend.

Sie wies mit dem Finger auf das Haus der Dogen. Der vielbeinige große Palaſt ſteckte bis zu den Knien im Pflaſter. Sein rieſiges Antlitz glühte wie im Fieber.

Ricca ergriff meine Hand. Zum erſtenmal fühlte ich ihre Berührung, und wie ein Stich durchfuhr höchſte Seligkeit meinen Leib.

Wir ſaßen in der Gondel und ſchwammen in ſonderbar hellem, milchweißem Waſſer.

„Schau' dich nicht um,“ warnte Ricca.

Da mußte ich mich ſofort umſchauen.

Ich ſah, wie der rote Rieſe, der bis zu den

Knien eingesunken war, nun langsam eine seiner Säulen aus der Erde zog. Er starrte auf mich mit seinen blinden Augen, wankte und erhob sich allmählich.

Ich schrie auf.

„Ja, warum folgst du mir nicht?“ sagte Ricca.

Der Riese stöhnte, und es war wie eine klagende Stimme aus den unterirdischen Kerkern. Mühsam befreite er sein zweites Bein, dann sein drittes, viertes — und aus den Wurzeln seines marmornen Körpers quoll dunkles, uraltes Blut.

„Rudern wir schneller,“ mahnte Ricca, „denn bald erhebt er sich ganz, stürzt sich ins Wasser und schwimmt uns nach.“

Die Paläste am großen Kanal waren durchsichtig und leuchteten wie ungeheure Laternen; sie bestanden ganz aus bunten Edelsteinen.

„Wenn es nur nicht plötzlich finster wird,“ sagte ich zu Ricca.

Und sofort kam die Finsternis, wie gerufen.

„Wo biſt du?“ fragte ich Ricca.

Ich fuhr nicht mehr auf der breiten Waſſerſtraße, ſondern durch einen der vielen kleinen Kanäle. Um mich her plätſcherte es rätſelhaft, neben und hinter mir ruderten viele unſichtbare und, wie ich fühlte, feindliche Weſen. Es kitzelte mich ihr aufregend leiſes, wie Seide kniſterndes Lachen und Geflüſter.

Da erblickte ich Ricca. Sie fuhr nicht mit mir, ſondern lief längs des Kanalufers, in der nämlichen Richtung wie mein Boot. Ihr Kleid rauſchte wie fliegende Tauben.

„Halt,“ ſchrie ich, ſo laut ich konnte.

Aber meine Stimme war unhörbar, ſogar für mich ſelbſt.

Die Angſt würgte mich. Ich ſpürte die unſichtbaren Feinde hier und dort. Ich fühlte, wie mich kalte Krötenmünder küßten, tauſend ſpitzig-boshafte Finger meinen Rücken betupften, und quälend fremdartige, giftige Worte ſummten mir wie kleine Mücken in den Ohren.

Ich öffnete noch einmal den Mund und rief ohne Stimme:

„Hilfe!“

Die Kanäle wurden so eng, daß mein Herz zu schlagen aufhörte. Und plötzlich verwandelte sich meine Not in märchenhafte Kraft. Ich sprang aus dem Boot auf das Ufer.

Hinter mir fühlte ich eine sinkende Wolke von schluchzendem Gekicher, ersterbenden Flüchen und Rattenpfiffen.

„Wo bist du?“ schrie ich, nur mit dem inneren Mund.

Ich lief durch ein mit goldigen Glasperlen und rosigen Meermuscheln gepflastertes Gäßchen. Und wiewohl ich wie der Wind dahinflog, setzte ich meine Füße möglichst leicht und vorsichtig, um den zerbrechlichen Boden nicht zu beschädigen oder zu durchlöchern.

Es wurde heller. Ein wunderbar stiller, unschuldig blauer Morgen begann an den Säulen, Gesimsen und Fensterscheiben der Paläste zu blühen.

Ich lief in magiſch leuchtender Luft, immer geradeaus.

Ich überſetzte ſchmale, aus Meerſchaum, Korallen und bunten Nadelköpfen kunſtvoll geformte Brücken, leicht und lebendig, wie Katzenleiber im Sprunge. Rätſelhaft tiefe, ſeeblaue und bernſteingelbe Augen kleiner Häuſer blickten mich an. Ganz nahe an meinen Ohren klingelten leiſe, wie pochende Herzen, niedrige, zierliche Kirchen. Zwiſchen Mauern wie auf Tellern liegende, ſüß wie die Liebe duftende Gärtchen rauſchten an mir vorüber.

Und endlich öffnete ſich die Welt. Ich ſpürte den einzigen Geruch des Meeres. Von weitem grüßte die Inſel Murano.

Ich muß ja gleich wegreiſen, erinnerte ich mich plötzlich und lief noch ſchneller.

Da hörte ich hinter mir Riccas Stimme:

„Ich habe dich feſtgebunden.“

„Womit?“ fragte ich.

„Mit meinem Haar.“

Nun konnte ich auf einmal nicht weiter.

Ich ſah mich um. Ricca, mit der ich durch ihr Haar verbunden war, umklammerte mit beiden Armen einen Pflock am Seeufer. Da zog ich an, ſo ſtark ich konnte, und das Haar riß.

Der kleine Körper Riccas glitt ſanft, unhörbar, wie ein weißes Roſenblatt ins Waſſer hinab.

Und nun klopfte es wieder, diesmal an die Zimmertür. Ich öffnete die Augen, ſchwer, widerwillig, noch ganz in der anderen Welt, noch ſchmerzlich in die Nacht verliebt. Ich ſeufzte tief, wie nach langem Weinen.

Aber ſchließlich ſah ich der Sonne ins Geſicht.

Ich wußte ſchon, es wäre der Tag, an dem ich abreiſen ſollte. Und nun war es mir merkwürdig gleichgültig.

„Das Wetter iſt prachtvoll," ſagte ich zu mir.

Ich kleidete mich an und fuhr dann mit dem Schiff nach der Inſel Lido; nur deshalb, um auf der Rückfahrt Venedig im Morgenlicht zu ſehen.

Ich saß etwa eine Stunde am Strande, blickte aber auf das Meer ruhig und kühl, wie auf eine Frau, mit der ich zusammen die Nacht verbracht hatte. Der Scirocco wehte, und ich spürte leise, sanfte Zahnschmerzen.

Dann ging das Schiff zurück. Ich stand jener Aussicht wegen auf dem Vorderdeck.

Eine Dame warf aber ein rotes Papier ins Wasser. Es begann auf den Wellen unseres Dampfers anmutig zu hüpfen. Es schwamm etwas zögernd, ungefähr in der Richtung Malamocco. Dann ging es sicherer, flotter.

„Nun hat es den richtigen Kurs," bemerkte ich wie ein Fachmann.

Ich verfolgte die Fahrt des roten Papiers, aufmerksam, ausdauernd. Bis ich's schon mehr in der Einbildung sah als mit den Augen.

„Wenn man doch ein Fernrohr hätte," bedauerte ich.

Nun stand aber das Schiff bereits an der Riva, und ich wurde vernünftig.

„Richtig," murmelte ich, „nun habe ich mich verſchaut ... Ich werde vielleicht nie mehr im Leben Venedig im Morgenlicht ſehen."

Und anderthalb Stunden ſpäter ſaß ich im überfüllten Waggon eines Schnellzuges.

Die Reiſenden ſtanden an den Fenſtern, um noch einen letzten Blick auf die Lagune zu werfen. Aber ich ſaß ruhig, teilnahmslos in meiner Ecke und fühlte nur, daß ich bald einſchlafen würde.

15.

Das Stehaufmännchen

Als ich das Zimmer beſichtigte, das ich als Student bewohnen ſollte, fragte mich die Vermieterin:

„In welcher Klaſſe ſind Sie? Wohnen Ihre Eltern nicht hier in Wien?“

Sie war wohl blind, denn ich hatte ſchon einen ganz großen Schnurrbart. Ja, ich hatte ſchon alles mögliche hinter mir, darunter ein Jahr im Auslande, voll von Erlebniſſen, die ſogar meinen nächſten Verwandten unbekannt waren.

Ich antwortete der Frau nicht auf ihre törichten Fragen. Ich erklärte bloß kurz und trocken:

„Dieſes Zimmer paßt mir, denn die Univerſität iſt nahe. Ich bin nämlich Juriſt.“

Als ſpäter meine Habſeligkeiten in das Zimmer gebracht wurden, da konnte ſich die Vermieterin, wenn ſie überhaupt Augen hatte, ſattſam überzeugen, daß ich nicht log. Da waren Bücher und Schriften genug, die ich für meine juriſtiſchen Studien brauchte.

„Bitte um den Meldezettel," erſuchte ich die Frau, „als Juriſt bin ich in ſolchen Förmlichkeiten äußerſt genau."

Ja, im Anfang machte es mir Freude, einen beſtimmten Beruf zu haben. Ich ſaß ſogar hin und wieder, meiſtens nachmittags, mit einem aufgeſchlagenen Lehrbuch am offenen Fenſter. Und ich hatte die Empfindung, daß ich mir dies neue Wiſſen leicht und ſchnell aneignen würde. Sah ich von den vielen, etwas langweiligen Einzelheiten ab, die doch ſicher nicht ſehr wichtig und ernſt zu nehmen waren, ſo war das Ganze vielleicht doch etwas für mich.

Auch das Zimmer ſelbſt gewann ich immer lieber. Ich freute mich, ſo oft ich heimkehrte.

War ich aber zu lang außer Haus, so hatte ich fast Sehnsucht nach meinen vier Wänden.

„Ich glaube, das Rechtsstudium sagt mir zu," bemerkte ich einmal im Gespräch mit Onkel Adam.

Er schien angenehm überrascht und fragte, ob ich auch Vorlesungen besuchte.

„Jeden Tag," antwortete ich.

Ich tat es wirklich, damals, im Anfang. Es gab Professoren, denen ich beinahe mit Spannung zuhörte. Ich sprach mit dem Onkel über diesen und jenen.

Lucie blickte mich dabei erstaunt an. Sie war gewöhnt, mich nur über Schauspieler, die ich am letzten Abend gesehen hatte, so eifrig reden zu hören.

Morgens begleitete ich sie in ihre Malschule. Es geschah nicht regelmäßig, aber zuweilen fügte es sich zufällig so, daß wir einander auf dem Stephansplatz begegneten und dann zusammen weitergingen.

Und da fragte sie mich einmal etwas mißtrauisch:

„Warum bist du denn heute nicht im Kolleg?“

Ich erwiderte wahrheitsgemäß:

„Heute ist nichts Neues. Das heißt — ich habe die Herren, die heute lesen, schon zu oft gehört.“

Sie sah mich an.

„Wie, handelt es sich darum?“

Plötzlich lachte sie auf.

„Du, ich glaube, für dich ist auch das eine Art Theater.“

Ich bestritt es lebhaft. Ich war Jurist. Ich hatte ernste Interessen, von denen ein Mädchen nichts verstehen konnte. Ja, ich ärgerte mich, offen gestanden, denn was dachte sie sich von mir? War ich nicht reif genug, um von der echt männlichen Leidenschaft für trockene Wissenschaften ganz besessen zu sein? Mußte sie denn überhaupt alles wissen, was ich tat und liebte?

Wenn ich aber gerade in jener Zeit so oft das Theater besuchte, so war es eine berühmte italienische Künstlerin, die mich dazu veranlaßte. Und das Gastspiel dieser fremden Künstlerin bedeutete für mich nur darum ein Ereignis, weil die Musik ihrer Stimme mich jeden Abend in das erst unlängst erlebte venezianische Märchen zurückversetzte.

Die Schauspielerin war nicht schön, aber ihr ganzes Wesen hatte etwas wunderbar Süßes, Singendes, wie die Lagunenluft Zärtliches und Weiches, so daß ich manchmal minutenlang Ricca auf der Bühne zu sehen vermeinte und deshalb nach der Vorstellung die halbe Nacht wie ein unglücklich Verliebter innerlich stöhnte.

Diese halbe Nacht verbrachte ich häufig in Gesellschaft. Ich geriet hin und wieder, trotz meiner inneren Schmerzen, in die lustigste Umgebung.

Den nächsten Morgen klang mir dann noch Tanzmusik in den Ohren oder verfolgte mich

die Erinnerung an ein Frauenparfüm. Und mein geliebtes Zimmer ſchien mir ſeltſam unwohnlich. Es ſchien mir ſo in Unordnung zu ſein, als hätte, während ich fortgeweſen war, ein unſympathiſcher Fremder drin geſchlafen, geraucht und getrunken. Und ich gelobte mir, das Zimmer nie mehr zu verlaſſen.

„Wann haſt du das erſte Staatsexamen?“ erkundigte ſich eines Tages der Onkel.

Dies verwirrte mich, denn an Prüfungen hatte ich bisher nicht gedacht. Der Onkel merkte es und ſtellte mir raſch und nervös einige Fragen aus verſchiedenen Materien.

„Das ſind Einzelheiten,“ wehrte ich mich.

Aber der Onkel meinte, alles beſtände eben aus Einzelheiten, und man werde mich nichts anderes prüfen. Ich hätte ſofort um einen Termin anzuſuchen und dann ordentlich noch einmal den ganzen Stoff durchzunehmen.

Er ſchien aufgebracht und erwähnte ſogar das von mir unverantwortlicherweiſe verlorene Lebensjahr.

Es verdunkelte ſich plötzlich die Welt. Am Abend dieſes Tages ſaß ich nicht im Theater, ſondern in meinem Zimmer.

Bald wurde meine Stube ungeheuer wohnlich, denn nun trennte ich mich von ihr faſt gar nicht. Sie ſah mich rein und anhänglich an. Und ich arbeitete, widmete mich verzweifelt den Einzelheiten.

Da wurde die Welt allmählich lichter. Ich begann vor Eifer Wolluſt zu empfinden.

Ich dachte:

In kurzer Zeit iſt es überſtanden. Und dann hab' ich nur mehr zwei Jahre zu warten, um wieder eine Prüfung zu machen und wieder eine ... Dann iſt's wirklich zu Ende.

Ich bebte vor Lebensfreude, während ich ein Kapitel trockener Wiſſenſchaft nach dem anderen verſchlang.

Und plötzlich geſchah etwas Unerwartetes.

Gerade jetzt, da ich ſo entſetzlich wenig Zeit hatte, ſagte mir irgend etwas, daß ich ſogleich

ein Märchen ſchreiben würde. Eben jetzt, in dieſem unpaſſendſten Augenblick.

Ich fühlte mein Inneres voll von Klängen, menſchlichen Reden, von Bildern, die noch zuſammengefaltet in mir ruhten wie bunte Fächer. Ich legte das Buch weg und weinte vor Dankbarkeit und Überraſchung.

Das iſt der Lohn, dachte ich.

Es wurde Nacht, und es wurde Morgen, und ich flog in wolkenloſem Glück. Es war keine Arbeit, ſondern rote, heiße Liebe. Dabei wußte ich von den beſchriebenen Blättern die ſich um mich herum häuften wie herabgefallene Früchte. Und mir war es, als ſchüttelte Gott ſelbſt den Baum.

Es hob mich höher und höher. Plötzlich aber ſtand es ſtill, und meine Flügel bebten. Die ganze Welt verſtummte für eine Sekunde, und dann — begann ich wie ein Stein zu fallen.

Bald darauf trat die Vermieterin in mein Zimmer ein und ſagte verwundert:

„Oh! Sie haben die ganze Nacht ſtudiert!“

Dann fügte ſie hinzu:

„Ein Herr wollte mit Ihnen ſprechen, aber ich glaubte, daß Sie noch ſchliefen.“

Sie beſchrieb jenen Herrn, der mich im Kaffeehaus gegenüber erwartete. Er wäre älter als ich, ſogar verheiratet, aber lebhaft und hübſch und blond.

Wer kann es ſein? fragte ich mich beunruhigt.

Als ich aber kurz darauf das Kaffeehaus betrat, kam mir Paul entgegen.

Er lachte:

„Darauf warſt du ſicher nicht gefaßt!“

„Warſt du es, der vorhin nach mir fragte?“

„Natürlich! Schläfſt du immer ſo lange?“

„Nein, aber ... um's Himmels willen, du biſt ja nicht älter als ich?“

„Woher, nur geſcheiter!“

„Und du biſt ja nicht verheiratet.“

„Doch, doch.“

„Ja, ja,“ lachte ich.

„Mein Ehrenwort. Ich ſchwör's.“

„Aber, Paul!“

„Lach' nicht ſo dumm. Sie ſitzt dort am dritten Fenſter und ſchaut uns an.“

„Wer?“

„Natürlich meine Frau!“

„Die dort ohne Hut? Aber ich bitte dich!“

„Ja, beruhige dich, es iſt ſo! Schau' nicht ſo entſetzt drein. Sie behauptet ohnehin, unſere ganze Familie glotze ſie wie ein Wundertier an. Tante Käthe war beinahe in Ohnmacht gefallen, und die arme Großmutter ...“

„Du warſt dort?“

„Natürlich. Wir bereiſen die ganze Familie. Heute ſtellen wir uns dem Onkel Regierungsrat vor — oder iſt er ſchon Hofrat? Biſt du nicht in Lucie verliebt?“

„Ich glaub's dir noch immer nicht. Du verheiratet? Du biſt um ein Jahr jünger als ich —“

„Zu verrückt! Fortwährend redeſt du von meinem Alter.“

„Und du biſt in Zivil!“

„Natürlich. Denn als angehender Offizier hätte ich ſie nicht heiraten können. Sie hat kein Geld.“

„Und was willſt du nun anfangen?“

„Wir fahren nach Amerika.“

Endlich führte er mich zu dem Tiſch, an dem ein ganz junges, mädchenhaftes Weſen ſaß. Sie war blond wie er, ſchlank, eher klein als groß.

„Sie heißt Eliſabeth,“ ſagte Paul.

„Und du biſt Adam, nicht wahr?“ ſagte ſie heiter.

Sie ſchienen beide ſehr gut gelaunt und ſahen zuſammen wie durchgegangene Kinder aus. Nein, dieſe kleine Eliſabeth konnte Paul unmöglich ſchon für immer geheiratet haben — er, der es bisher in keiner Anſtalt länger als ein Jahr ausgehalten hatte.

„Also ... nach Amerika?“ fragte ich unsicher, verlegen.

Sie nickte hocherfreut mit dem Kopfe, und dann zeigten sie mir beide alle möglichen Reisebilletts, Zeugnisse, Bestätigungen, Pässe — Dinge, deren Besitz allein mir schon ungeheuer lästig und verantwortungsvoll dünkte, und die sie sorglos wie Omnibuskarten bei sich trugen.

„Man hat mir dort eine Stelle bereits zugesichert. Aber ich lasse mich natürlich nicht für ewig binden. Ich werde mich vielleicht gleich nach etwas anderem umsehen.“

„Er kauft sich vielleicht eine Farm,“ erklärte Elisabeth stolz, glückselig.

„Oder wir ziehen vielleicht weiter, nach Kalifornien,“ bemerkte Paul.

„Gold suchen, weißt du,“ fügte sie augenzwinkernd hinzu.

Mir drehte sich alles im Kopf herum.

„Wie habt ihr euch kennen gelernt?“ fragte ich.

Da nahm Elisabeth das Wort. Sie begann mit ihrer ersten Begegnung in dem Städtchen, wo sie gewohnt hatte und er als Kadettenschüler, auf einer Marschübung ...

„Wir haben doch keine Zeit!“ unterbrach sie Paul.

Sicherlich fürchtete er, sie würde bei ihrer Erzählung die Gefühlsmomente allzu sehr betonen.

„Weißt du denn nicht,“ rief er und erhob sich heftig, „was wir heute alles besorgen müssen?! Und er hat auch etwas Besseres zu tun, als im Kaffeehaus zu sitzen. Er ist Philosoph.“

„Jurist,“ verbesserte ich ihn.

„Warum denn?“ fragte Paul.

„So.“

Gründe wußte ich eigentlich keine. Elisabeth und Paul sahen mich hell, verständnislos an.

Auf der Straße aber bemerkte er kurz:

„Philosophie paßt für dich besser.“

Und dann ſagte er ſchnell:

„Um Zwölf gehen wir zum Onkel. Oder macht man mittags keine Beſuche? Übrigens pfeifen wir als Amerikaner auf die Formen. Und du ſei dort auf jeden Fall. Vergiß es nicht. Er vergißt ſofort alles, mußt du wiſſen, Eliſabeth. Denn abends reiſen wir weiter. Willſt du uns nicht bis Hamburg begleiten?“

„Ich kann nicht —“

Ich wies auf die Staatsprüfung hin, und dann trennten wir uns vorläufig.

Auf dem Heimwege dachte ich:

Aus alldem wird nichts. Diesmal gelingt es ihm unmöglich. Daß die Großmutter und die Tante mit ſeinem Plan einverſtanden waren, iſt noch begreiflich, denn ſie ſind ſchwache Frauen, und die Großmutter iſt über Achtzig und hört nur die Hälfte von allem, das man zu ihr redet. Aber nun gehen ſie zum Onkel —

Ich mußte lachen, daß ſie den Onkel Adam ſo wenig kannten! War er nicht die leibhaftige

Vernunft und gute Sitte? Was konnte er zu ſolchen Dingen wie Amerika, Goldgruben, Farmen und dergleichen ſagen?

Nun gibt es bald einen furchtbaren Zuſammenſtoß, dachte ich. Der Onkel zerſtört ſein ganzes Vorhaben. Aber was fängt der Onkel mit ſeiner Ehe an, die ſchon geſchloſſen und eine Tatſache iſt? Wie ein Berg erhebt ſich dieſe Ehe im jungen Leben Pauls, und er hatte den Mut, den Berg zu errichten, ohne jemand um Erlaubnis zu fragen. Was für Sprengmittel wird der Onkel gebrauchen, um das große Hindernis aus der Welt zu ſchaffen?

In meinem Zimmer fand ich eine Unordnung vor wie nach ſündhaft außer Haus verbrachten Nächten. Ich hatte es nur auf eine halbe Stunde verlaſſen. Aber in dieſer halben Stunde ſtreifte mich ein Wirbelwind, das Leben meines Bruders Paul.

Ich getraute mich nicht einmal das friſch vollendete Märchen durchzuleſen.

Was aber die juriſtiſchen Bücher und Schriften betraf, ſo haßte ich ſie, offen geſtanden. Gott, nun wollte ich es mir einmal ſchonungslos ſagen:

Paul hatte recht — es war nichts für mich.

Ich ſaß traurig, untätig da, zum erſtenmal ohne einen Hoffnungsſchimmer, mit der Empfindung ſchmerzhafter Leere im Herzen.

Als ich aber zu Mittag zum Onkel kam, hörte ich ihn eben im Empfangszimmer ſprechen:

„Du haſt dir wirklich die beſte Schiffsverbindung ausgeſucht, vorausgeſetzt, daß nicht inzwiſchen der Fahrplan geändert wurde.“

Der Onkel war eifrig mit dem Suchen von Abfahrtszeiten im Kursbuch beſchäftigt. Er rauchte und ſchien vorzüglich gelaunt zu ſein.

„Der Rechtshörer iſt da,“ verkündete Paul mit ſchmetternder Stimme.

Ohne aufzuſchauen, reichte mir der Onkel die Hand.

Und Lucie fragte mich leiſe:

„Hat ſie nicht wunderſchöne Augen?“

Paul aber antwortete dem Onkel:

„Falſcher Fahrplan? Das gibt's bei mir gar nicht. Ich bin kein altes Weib und weiß, was ich ſage. Donnerstag um zwei Uhr ſind wir in New York.“

„Stimmt,“ beſtätigte geradezu höflich der Onkel, „Donnerstag um Zwei.“

Ich ſchaute auf ihn, dann auf Paul. Ja, hatte es denn gar keinen Zuſammenſtoß gegeben?

Die blonde Eliſabeth aß zufrieden gebrannte Mandeln, die ihr Lucie gereicht hatte.

Ich ſprach flüſternd zu dieſer:

„Schöne Augen — nun ja, aber ... weißt du denn nicht, daß die beiden miteinander verheiratet ſind?“

„Ja, gewiß weiß ich es.“

Offenbar wußten es alle. Und trotzdem geſchah gar nichts. Es ſah geradezu ſo aus,

als wäre die Ehe Pauls nicht einmal ein kleiner Hügel, geſchweige ein Berg. Von verbrannten Sprengſtoffen ſpürte man nicht das geringſte.

Ja, bei Tiſch gab Eliſabeth noch einmal die Geſchichte von der erſten Begegnung zum beſten. Und ſie betonte dabei die Gefühlsmomente. Und Paul, der vor dem Braten nicht gut aufſtehen konnte, begann dem Onkel raſch und lebhaft die kaliforniſchen Verhältniſſe zu ſchildern.

Dabei zog er, wie immer, wenn er innerlich etwas verlegen war, ſein Sacktuch heraus, und da entſann ich mich ſeines Stehaufmännchens, das ihm einmal, während eines ernſthaften Geſpräches mit dem Großvater, aus der Taſche auf den Fußboden geſprungen war.

„Es ſcheint eine gute Stelle zu ſein, die du drüben bekommſt," meinte der Onkel.

Aber Paul lächelte etwas geringſchätzig, als machte er ſich lange nicht ſo viel wie der Onkel aus guten Stellen, und erklärte:

„Ich werde mich nicht binden. Wer weiß, vielleicht gefällt mir an Ort und Stelle etwas anderes tausendmal besser.“

Ja, wer konnte wissen, was ihm in der allernächsten Zeit besser gefallen würde.

Und alle Anwesenden, sogar Onkel Adam, der graues Haar und eine hohe Stellung hatte, sahen ihn so an, als wären seine gegenwärtigen und künftigen Wünsche etwas durchaus ernst zu Nehmendes, wie die Entscheidungen des Schicksals.

Lieber Gott, war er denn nicht das reinste Kind? Aber er hatte etwas in sich, es war scheinbar mehr töricht als bedeutend — und doch so wirklich wie Feuer oder Wasser —, er hatte seinen Willen, den alle beachten mußten. Wer weiß, was er damit nicht für unerhörte Dinge anrichten, ob er nicht mit seinem leichtsinnigen Willen, wie mit einer Fackel, tausend Häuser, sich selbst, die blonde Elisabeth und vieles andere verbrennen konnte! Aber er hatte es, und man nahm es ernst. Man

rechnete mit den Dingen, die er wollte, wie mit geſchehenen, unabänderlichen Tatſachen.

Ja, man braucht nur zu wollen, ſagte ich mir, als der bei Tiſch genoſſene Wein meinen Mut geſtärkt hatte, und ich erklärte auf einmal ganz laut, wenn auch mit nicht ſehr feſter Stimme:

„Ich glaube, die juridiſche Fakultät iſt nichts für mich. Ich möchte umſatteln.“

Der Onkel blickte mich ſpöttiſch von der Seite an.

„Ja, ich begreife es,“ ſprach er ſchmunzelnd, „denn du ſtehſt gerade vor der erſten Prüfung.“

Nun lachten auch die anderen, ſogar Lucie — ja — ſchließlich ich ſelbſt.

Und ſo endete mein erſter Verſuch, meinen Willen zu zeigen.

Abends begleitete ich Paul und Eliſabeth zum Bahnhof.

Beim Abſchiednehmen ſchmerzte es mich tief, daß ich ſie nicht weiter begleiten durfte.

Ich hatte die Empfindung, als geſchähe mir ein ſchweres Unrecht. Denn ich war es doch eigentlich, der ſo leidenſchaftlich Reiſen und fremde Länder liebte. Aber ſie reiſten wirklich.

Dafür träumte ich in der darauffolgenden Nacht ſo lebhaft und eigentümlich wie noch niemals ſeit den aufregenden Hexenträumen meiner Kinderzeit. Und es war eigentlich eine ganze Kette von Szenen und Bildern, und es begann in der Wohnung des Onkels, mit dem nun Paul wirklich den entſetzlichſten Zuſammenſtoß hatte.

Ja, ganz raſend vor Wut zertrümmerte ihm der Onkel den Kopf.

Der arme Paul lag in einer Blutlache, und ich beweinte ihn zuſammen mit Eliſabeth und mit der ganzen übrigen, plötzlich erſchienenen Familie.

Aber ſiehe da — ſein Tod dauerte nur höchſtens zwei bis drei Sekunden. Kaum drehte ſich der böſe Onkel um, ſprang Paul

blitzschnell und mit steif ausgestreckten Holzbeinen wieder auf.

Ich erwachte — schlief dann wieder ein — und nun war ich mit Paul auf der Reise. Aber ich erlebte dabei keinen ruhigen Augenblick, denn Paul verunglückte noch unzählige Male. Der Ozean verwandelte sich vor meinen Augen in die Prärie und dann in die kalifornischen Goldgruben. Und Paul war zehnmal tot und sprang wie sein kleines Holzmännchen jedesmal wieder auf.

16.

Der Hampelmann

Kaum einige Tage vor seiner Aufbahrung sah Onkel Adam noch vortrefflich aus, trug einen neuen Frack mit einem goldenen Abzeichen, roch nach Parfüm und wiederholte:

„Tanzt nur, tanzt, es ist für wohltätige Zwecke."

Er war unter den Veranstaltern des Balles. Daß er aber schon an jenem Abend etwas müde war in seiner Seele, hätte ich, wenn ich aufmerksamer gewesen wäre, schon daraus schließen können, daß er sich nicht mit den anwesenden Würdenträgern unterhielt, sondern wie einer, der das Wichtigste erledigt hatte, müßig dastand und zuschaute.

Er nahm unter anderem die Kleinigkeit wahr, daß ich nicht tanzte, und er fand es durchaus nicht in Ordnung. Er fand, ein Rechtshörer im fünften Semester habe sich nicht abzusondern.

Er zeigte mir einen Jüngling — sein Hemdkragen war etwas zerknittert —, der ebenso einsam dastand wie ich, und meinte:

„Bei dem ist es verzeihlich, er studiert Philosophie. Die Einsamkeit gehört gleichsam zu seinem Fach. Deine ausgesprochen bürgerliche Fakultät ist gesellig. Sie hält die Augen offen, grübelt nicht dort, wo alles sich im Kreise dreht, ja — sie tanzt mit."

Der Hampelmann, der mittanzte, schoß wiederholt an uns vorbei, bald ein helles Mädchen vorsichtig, aber kräftig herumwirbelnd, bald allein, nach weiteren Mädchen suchend, vor Eifer dampfend.

„Dein Freund ist begabt," murmelte der Onkel vor sich hin, „er hat eine schöne Zukunft vor sich."

„Ja — aber woher weiß man's?“ fragte ich neugierig, „warum weiß man es nicht von mir?“

Der Onkel lächelte, als hätte ich wie ein Kind gefragt.

„Ja,“ ſagte er endlich, „du biſt aufgedreht und läufſt vorläufig weiter. Nur ... hat man bei dir nicht die Sicherheit, daß du nicht hin und wieder, wenn keine Prüfung zu machen iſt, auf mehrere Monate ſtehenbleibſt. Bei deinem Kollegen hat man die Sicherheit. Er verliert keine Zeit.“

Die Bemerkung des Onkels ſchien mir ganz zutreffend, und ich dachte darüber nach.

„Ja,“ gab ich dann zu, „er beeilt ſich. Er tut genau ſo, als wäre er ſchon mitten im richtigen Leben.“

Der Onkel ſah mich erſtaunt an.

„Und nach deiner Anſicht iſt er's nicht?“

Ich lachte, denn zwiſchen dem Alter des Hampelmannes und dem meinen lag doch

gewiß kein Abgrund, und wir ſtanden beide erſt an der Schwelle.

Der Onkel ſprach von den guten Eigenſchaften des Hampelmannes, von ſeiner Energie, ſeinem Wirklichkeitsſinn.

Ich achtete nicht ſehr genau darauf, was der Onkel ſagte. Aber die vertrauliche Art, in der er mit mir ſprach, gefiel mir ſo, daß ich vor Freude ſchon nahe daran war, ihm von der Entſtehung meines Märchens, vom Sonnenkleid der Prinzeſſin Arabella, zu erzählen.

Nicht ſo ſehr das Märchen ſelbſt, dachte ich, wie der ſeltſame Zufall, daß mir die Idee dazu gerade vor der erſten Prüfung eingefallen war und ich das Ganze wie einen Liebesbrief in einer Nacht niedergeſchrieben hatte, würde den Onkel ſicher ſehr intereſſieren.

Aber als ich eben damit anfangen wollte, kam wieder der Hampelmann, diesmal mit einem Glas Limonade in der Hand, herangeſauſt, und der Onkel hielt ihn an und bat:

„Nehmen Sie, verehrter Freund, meinen trägen Neffen ein wenig unter Aufsicht . . .“

Der Hampelmann neigte den Kopf.

„Vor allem an diesem Abend,“ fügte der Onkel hinzu, „aber vielleicht auch später.“

„Soll er tanzen?“ fragte rasch der Hampelmann.

„Ja, und er soll überhaupt mit Menschen verkehren. Er soll nicht untätig zusehen.“

„Ich verstehe, Herr Hofrat. Wir werfen ihn sozusagen ins Wasser.“

Der Hampelmann lachte und nahm mich gleich unter den Arm. Die Musik spielte. Und man führte mich gleichsam an das Ufer des Wassers.

„Ich hielt mich anfangs für einen Tänzer . . .,“ sprach ich zum Hampelmann.

„Du bist es doch! Ich mache dich sofort mit zwei Schwestern in blauen Kleidern bekannt.“

„Ich bin es nicht. Ich liebe nur Musik. Und ich liebe es natürlich, meinen Arm

um die Hüften schöner Mädchen zu legen. Zwei Jahre lang glaubte ich wirklich zu tanzen. Aber meinen Beinen fehlt die Geistesgegenwart."

„Ich bringe nur dem Fräulein Lucie diese Limonade, und dann führe ich dich zu den zwei Schwestern."

„... Obendrein hat man, seit ich erwachsen bin, mindestens drei neue Arten, den Walzer zu tanzen, eingeführt. Es ist unglaublich, wie rasch dies wechselt. Und nun gibt es wohl kein Mädchen mehr, das im gleichen Schritt wie ich tanzte. Es entmutigt, wenn man darauf kommt und sich sagen muß: Ich bin ein falscher Tänzer."

Lucie stand auf.

„Mit mir, Adam?" fragte sie, „du kommst aber spät, mein Lieber!"

„Nein," sagte der Hampelmann rasch für mich, „ich habe Ihnen bloß die Limonade gebracht, und Adam soll jetzt den blauen Schwestern vorgestellt werden."

„Wozu?“ fragte Lucie, „wer wünscht es denn?“

„Dein Vater,“ antwortete ich niedergeschlagen, „auf einmal soll ich tanzen.“

„Du kannst es ja gar nicht,“ sprach Lucie, und im selben Augenblick legte sie ihre linke Hand auf meine rechte Schulter.

Dann nahm uns die Musik fort. Wir tanzten. Glatt und leicht, als ob wir uns die Bewegung nur dachten. Wir waren schon weit und sahen den Hampelmann im Hafen stehen, ganz im Nebel.

„Wir müssen bald zurück,“ meinte Lucie nach einer Weile.

Aber es trug uns so gut. Wie bei starkem, gesegnetem Wind. Fern, am Ufer flimmerten die Lichter —

Lucie seufzte:

„Nie willst du rechtzeitig heimkehren,“ sprach sie leise, „wie damals, als du in Venedig . . .“

Ich unterbrach ſie:

„Was weißt du von Venedig! Dort war ich ja allein.“

Da verſtummte ſie.

Der Hampelmann flog ſchon dreimal an uns vorüber.

Merkwürdig, daß er noch immer im Hafen ſtand, nichts tat und wartete.

Als wir dann landeten, war er blaß, wie erſchöpft durch das langweilige Warten.

„Endlich,“ ſagte er und lächelte aus Höflichkeit.

Dann bemerkte er:

„Adam kann alſo doch tanzen.“

Wir zwei wunderten uns aber, daß dies für den Hampelmann zählte.

„Mit Fremden kann er's ja nicht,“ erklärte ihm Lucie.

„Mit ihr iſt es ja leicht,“ ſagte ich.

Dann ſpielte die Muſik Quadrille. Ein Herr mit einem blonden Vollbart kam auf uns

zu und verbeugte sich vor Lucie. Sie nahm von dem Stuhl, auf dem sie früher gesessen hatte, ihren Schal, ihre Blumen und ihre anderen kleinen Habseligkeiten.

„Du gehst ja so nicht mehr zu den blauen Schwestern," sprach sie zu mir und gab mir die Sachen zum Halten.

Der Hampelmann schien noch immer etwas müde. Er schoß nicht mehr hin und her, wie vor einer Weile, als wir mit dem Onkel über seine schöne Zukunft gesprochen hatten. Seine Augen überlegten etwas, und er stand noch immer neben mir.

Dann sagte er leise, in einem etwas unnatürlichen Ton:

„Es ist ein berauschendes Gefühl, Fräulein Lucie in seinen Armen zu halten."

So ungefähr drückte er sich aus. Aber ich habe diese Worte gleichsam erst nachträglich, vielleicht einige Wochen später, in der Erinnerung gehört. In dem Augenblick, da er sie sprach, dachte ich an etwas anderes.

„Ja, ja," murmelte ich.

Da wurde er wieder überaus heiter.

„Du ſagſt es ſo zerſtreut," lachte er.

Dann ſchlug er ſich auf die Stirn.

„Richtig," ſprach er aufgeräumt, „ihr ſeid ja Verwandte. Nur darum fällt es dir ſo leicht, mit ihr im gleichen Schritt zu tanzen."

„Es iſt möglich."

„Ach, teurer Freund," ſprach er und ſah auf die Uhr, „nun gehen wir bald zum Abendeſſen, aber — ich muß dir doch ſpäter einmal in einem längeren Geſpräch mein Herz ausſchütten . . . Warſt du je verliebt?"

„Ja!" rief ich ſofort.

Der freundſchaftliche Ton, in dem der Hampelmann, vielleicht zum erſtenmal im Leben, mit mir ſprach, machte auf mich den angenehmſten Eindruck. Ich fühlte mich dadurch ſtark angeregt, ſo daß ich einen ganz beſonderen Augenblick für gekommen hielt und

grenzenlos aufrichtig wurde. Ich erzählte ihm von der Lagunenstadt, wo ich vor mehr als zwei Jahren so selig-unglücklich ein Mädchen geliebt hatte. Ich beschrieb ihm die seltsam tragische Verfassung, in der ich mich im Zeitpunkt des Empfanges seines so gutgemeinten Briefes befunden hatte.

„Und du wirst jenes Mädchen sicher nie vergessen," erkundigte er sich herzlich.

„Niemals!" rief ich in aufrichtigster Wehmut aus.

Ich gestand ihm auch noch die letzten Fortsetzungen meiner blauen Hefte ein, insbesondere das vor einem Jahr zur Welt gekommene Märchen vom Sonnenkleid der Prinzessin Arabella.

Ja, ich ging in all den Geständnissen vielleicht sogar etwas zu weit.

Denn nachher schmerzten mich die Schläfen und das ganze Gesicht von meiner übermäßigen Aufrichtigkeit.

Und den nächsten Morgen begann ich den Hampelmann — nur aus diesem einzigen Grunde — als einen etwas weniger angenehmen Menschen anzusehen. Dabei wußte ich, daß ich gegen ihn ungerecht war, und daß ihn wegen meines Verhaltens an jenem Ballabend keine Schuld treffen konnte. Es war auch noch kein voller, deutlicher Haß, sondern bloß wie ein ganz zart beginnendes Zahnweh von Abneigung.

Jedenfalls ist es sicher, daß ich seit jenem Ball bis zum Tode des Onkels Adam diesen und Lucie nur darum kein einziges Mal besuchte, weil ich fürchtete, in ihrem Hause dem Hampelmann zu begegnen.

Ich sah nicht des Onkels armseliges Sterben, sondern schon seine festliche Aufbahrung — und dies stimmte mit meinem ganzen Verhältnis zu ihm überein.

Der Hampelmann traf die nötigen Anordnungen; er half allen und leitete alles in dem verwaisten Hause.

Der Onkel lag in dem neuen Frack, den er auf seinem letzten Ball getragen hatte, und ich machte unwillkürlich eine Salonverbeugung, als ich in die schwarze Stube trat, um von ihm Abschied zu nehmen.

Auch Tante Käthe, die von so weit her eigens zum Begräbnis gekommen war, verneigte sich tief vor ihm, und es war seltsam kindlich, etwas rührend Demütiges, beinahe ein Knicks. Sie sah klein und mager aus.

„Mein Lieber," flüsterte sie zu mir, berührte meinen Kopf mit den Lippen, und nun weinten wir ein wenig.

Später, auf der Straße, als wir zusammen ausgegangen waren, um uns etwas besser und lauter auszusprechen, erschien sie mir noch viel kleiner.

„Ist die Großmutter jetzt gesund?"

„Nun ja, Gott ... sie lebt. Hanna schläft jetzt wohl in ihrem Zimmer. Gräfin Malwine besucht sie wohl jetzt täglich."

Meine Kindheit ist jetzt in der großen Stadt, dachte ich, als sich die winzige Tante durch die breiten Straßen bewegte; sie zitterte ein wenig auf Kreuzungen und weiten Plätzen.

Aber sie sprach nicht von der Stadt, sondern darüber, wie schön und hochgewachsen Lucie nun wäre.

„Und der junge Mensch, der jetzt immer dort ist," bemerkte sie, „wird sicherlich ihr Bräutigam."

Als ich begriff, wen sie meinte, lachte ich ungläubig und versicherte, davon wäre nicht die Rede.

Aber sie erklärte, als hätte ich nichts gesprochen:

„Er gehört schon jetzt beinahe zur Familie."

Dann fragte sie:

„Hast du Briefe von Paul? Es muß schwer sein, dort in Amerika zu leben, aber für ihn ist alles leicht."

„Ja, ja."

Ich konnte es nicht faſſen, daß der Hampelmann plötzlich zur Familie gehören ſollte. Es war unerhört.

„Paulchen wäre ſogar hergekommen," ſprach die Tante, „er hat ein ſo gutes Herz. Aber die Entfernung iſt zu groß."

„Ja," murmelte ich, „er hat ein gutes Herz."

Die Wagen rollten zu laut. Wir ſetzten uns auf eine Bank in den Anlagen. Die Tante ſchien von der großen Stadt etwas ſchläfrig. Ihr Haar war ſchon ganz grau. Sie hörte nicht alles, was ich zu ihr ſprach. Wie die Großmutter.

„Wie nahe bin ich eigentlich mit Lucie verwandt?" fragte ich.

Aber ſie hörte es nicht. Vielleicht hatte ich auch zu leiſe gefragt.

Sie nickte mit dem Kopf, wie ſo oft alte Leute, die ſich dabei gewiß etwas Allgemeines über Gott und menſchliches Leben denken.

„Nach ſo einem Todesfall", meinte ſie, „gibt es immer allerlei Arbeit. Die Frauen verſtehen nicht alles. Eine Verwandte ihrer Mutter wohnt bei ihr, und andere Damen kommen zu Beſuch. Aber ein Mann iſt notwendig, wenn das Leben zu hart wird. Darum iſt dieſer junge Menſch ein Glück. Wir hätten ſonſt niemand in der Familie."

„Nein ... außer etwa mir," ſagte ich.

Aber ſie beachtete es nicht. Übrigens hatte ich es nicht ſehr deutlich geſagt.

Sie nickte mit dem Kopf, ſie meinte, dieſer Februar wäre ſo unnatürlich warm, und es gäbe ſchon Knoſpen.

Es war ſo abſonderlich warm, daß ich glaubte, ich könnte ohne Grund zu weinen anfangen.

Weiß Gott, ich war nicht auf den Hampelmann, ſondern ganz allgemein eiferſüchtig. Es lag in der lauen Luft. Ich war eiferſüchtig, ſogar auf meinen Bruder Paul, für den alles ſo leicht war, ſelbſt Amerika.

Es duftete leiſe, als lebte ſchon der Frühling hinter dem Weißen. Nein, in dem Augenblick wollte ich mich nicht vordrängen und all den hilfloſen Frauen meinen männlichen Schutz anbieten.

Vielleicht war ich heimlich froh, daß man mich gleichſam ganz vergeſſen hatte und ich auf einer Bank in der Sonne ruhig ſitzen konnte.

Und vielleicht war es mir ſogar recht, daß mich die Tante nicht hörte, wenn es mir einfiel, das Wort an ſie zu richten.

Ich ſprach:

„Lucie ſähe ſo ſchön und elegant aus, meinſt du, Tante? Vielleicht — aber wie wäreſt du entzückt geweſen, wenn du ſie auf dem Ball geſehen hätteſt! Nun trägt ſie dunkle Kleider — aber der Ball war außerordentlich gelungen. Ich tanzte ein wenig mit Lucie. Ihr Kleid hatte einen Ton wie dieſer Himmel, nein, wie dieſe verſchneiten Birken ... oder eigentlich ...“

„War es ganz glatt?“ fragte unerwartet die Tante.

„Ja,“ antwortete ich zögernd, „ich glaube ... nur mit frischen Blumen geschmückt.“

„Ausgeschnitten?“

Ich konnte nur stumm Ja sagen — denn plötzlich erblickte ich Lucie, wie sie an jenem Abend gewesen war, und wie ich sie damals nicht gesehen hatte.

Und nun begann es.

Wochen vergingen, Lucie ging in tiefstem Schwarz, und ich sah sie — weiß. Die Arme, Schultern, die Brust — entblößt, strahlend weiß, wie auf dem Ball.

Ich machte mir bittere Vorwürfe, denn sie weinte immerfort um ihren verstorbenen Vater, und ich sah sie in jenem Kleid.

Gott, quälte ich mich in schlaflosen Nächten, es ist ja Lucie, die ich schon als Kind gekannt hatte! Es ist ja meine Verwandte! War sie nicht, als ich kaum im Bette lag, bei mir

gewesen, mit Lebkuchen und Bilderbüchern? ... Was ist mit mir? Warum hat sich plötzlich alles verwandelt?

Dem Hampelmann ging ich, wie ich nur konnte, aus dem Wege. Denn ich fürchtete, er würde mir sein Herz ausschütten. Ich stellte mir vor, wie er mir feierlich und in gewählter Rede das Entsetzliche, das ich bisher nur von der Tante gehört und nicht geglaubt hatte, mitteilen würde.

Aber einmal begegnete ich ihm durch einen unglückseligen Zufall auf der Straße, und wir gingen zusammen mehr als eine halbe Stunde. Doch sprach er nicht von seiner Zugehörigkeit zur Familie.

Er fragte mich bloß, was ich nach Vollendung der Rechtsstudien zu beginnen gedächte.

„Denn hoffentlich", scherzte er, „bist du schon ganz erwachsen und weißt, daß man einmal im Leben mit den Märchen aufhören muß."

„Ich bin ohnehin ſchon etwas anders geworden," ſagte ich verwirrt, leiſe, „und ich werde mich ſpäter beſtimmt ganz und gar ändern."

Er erklärte:

„Ja, ich warte vorläufig. Bis du ausgelernt haſt. Dann führe ich den Auftrag deines ſeligen Onkels aus, und ..."

„Was?"

„Ich werfe dich ins Waſſer."

17.

Tauſend Jahre Zwangsarbeit

Der Hampelmann führte den Auftrag aus. Und ich wehrte mich nicht. Mir war es, als könnte ich nicht anders wie die Stelle annehmen, die man mir anbot, und die zwar nicht gerade für mich, aber für ausgelernte Juriſten überhaupt ſo vorzüglich paßte. Vor mir ſelbſt entſchuldigte ich aber meine Schwäche damit, daß ich ja nunmehr nicht für mich allein zu ſorgen hatte, denn Lucie war meine Frau geworden.

Der Hampelmann rächte ſich großmütig. Seine Abſicht war die edelſte, denn er konnte nicht wiſſen, daß ich die Arbeit, die er mir für immer verſchaffte, als Strafe empfinden würde. Ja, vielleicht ſpielte dabei ſein Wille keine Rolle, und er war nur das Werkzeug einer

höheren Macht. Vielleicht ſollte ich dafür, daß ich vor langer Zeit ein kleines Mädchen geſchlagen hatte, ſo leiden wie die Verbrecher, die nach Onkel Theodor tauſend Jahre arbeiten mußten.

Das Zimmer, in dem ich arbeiten mußte, war nicht ſehr groß und etwas ſchlicht in ſeiner Einrichtung. Sein Fenſter blickte auf eine Mauer, die zu irgendeinem anderen, mir ganz unbekannten Haus gehörte. Wo das unbekannte Haus ſeine Vorderſeite hatte, erfuhr ich niemals; vielleicht beſtand es nur aus der einen glatten, blinden, gelblichweißen Mauer. Dieſe ſchimmerte manchmal heller bei ſchönem Wetter. Es ſah aus, als ob ein blutarmes Geſicht zu lächeln verſuchte. War aber die Sonne weniger deutlich oder ganz abweſend, ſo war der Ausdruck der Mauer weltſchmerzlich, ungut, verbittert.

Eben war ſie wieder einmal grau und griesgrämig, und ich ſah in ihrem Antlitz alles, was mein Arbeitsgewiſſen beſchwerte — da hörte

ich, wie jemand das Zimmer betrat, leicht, ſtill, der trüben Lautloſigkeit des Augenblicks entſprechend.

Der Anzug des Mannes — es war mein Kanzleinachbar und ehemaliger älterer Schulkollege Zilgitz — erfreute jedoch wie immer das Auge durch ſeine Heiterkeit und Kariertheit, ſchien wie aus einer anderen Jahreszeit und Lebensgegend.

„Setz' dich und erzähle," ſprach ich, froh, daß man mich in der Tätigkeit, die mir oblag, ein wenig ſtörte.

Zilgitz rauchte.

„Im großen und ganzen", begann er etwas ſchläfrig, „mache ich im Verſchlage nebenan nichts anderes wie du in dieſem Zimmer. Außerdem wäre nur etwa zu berichten, daß man mich zu verſetzen beabſichtigt."

Wie traurig iſt ſeine Stimme, dachte ich, er ſpricht wie ein unheilbar Kranker und iſt dabei fett und rot im Geſicht. Sein Profil iſt ſchön wie das eines großartig lebenden Herrn,

der sich Rennpferde hält, aber sein Leib ist ein hoffnungsloser Sack, der bis zum Rande mit Erdäpfeln gefüllt ist.

„Sie werfen mich hinaus," fuhr der Sack fort, „und ich weiß den Grund. Es ist meine Mittelmäßigkeit, aber muß es denn sein? Können sie in diesem großen Gebäude mit drei Stockwerken und hundert Zimmern nicht ruhig eine überflüssige Person weitersitzen lassen?"

Als er von dem Gebäude mit den vielen Zimmern sprach, entsann ich mich der großen Erziehungsanstalt, in der ich acht Jahre verbracht hatte. Nun saß ich wieder in so einem Riesenkäfig und war leider Gottes kein Junge mehr.

„Was schadet", klagte Zilgitz, „eine kleine Null wie ich dem ganzen, von so vielen Köpfen und Federn vorzüglich bedienten Großbetriebe?"

„Zilgitz, du unterschätzest dich," rief ich entrüstet aus.

„Nein, nein, über meine Leistungen gibt es nur eine Stimme."

„Zilgitz, du warst einmal berühmt! Weißt du nicht mehr, wie man dich in der Anstalt als den besten Hochspringer ehrte?“

Jetzt wurde sein träges Gesicht ein wenig lebendig.

„Ja,“ erinnerte er sich und lächelte.

Seine Augen bekamen einen kindlich-leichtfertigen Blick; ich mußte an alle einstigen Kameraden denken.

„Um wieviel Jahre warst du unter mir?“ erkundigte er sich.

„Um sechs. Das Kamel konfiszierte uns zu Hunderten die kleinen gefährlichen Gummibälle, die wir uns selbst machten und nach dir benannten.“

„Richtig, das Kamel...,“ wiederholte er leise.

Dann wurde er aber unvermittelt ernst und begann in dem kleinen Raum aufgeregt hin und her zu laufen.

Ich sprach, um ihn aufzuheitern:

„Siehst du, mein Lieber, nachträglich erscheint einem die Gefangenschaft in der Anstalt

gar nicht so schlimm, beinahe wie Einbildung. Nichts ist wirklich, Zilgitz. Auch diese Mauer nicht. In Augenblicken guter Laune kann ich mit meiner Frau über unsere Zwangsarbeit lachen, wie über einen schlechten Scherz ..."

Zilgitz bemerkte:

„Nun — du hast eine Frau. Außerdem hast du noch etwas ... sagen wir, die Jugend."

„Ich bin schon Sechsundzwanzig. Ist das noch Jugend? Zwischen uns zweien ist wirklich kein so großer Unterschied, und ich habe auch Momente der Schwermut, besonders bei Regenwetter, wenn diese Mauer ..."

Er unterbrach mich ungeduldig.

„Gott, von der will ich nicht reden. Die Mauer ist überall. Auch wirst du, scheint's mir, leichter als andere mit ihr fertig, du denkst dir etwas Schönes dazu. Den Vorteil habe ich nicht. Zudem fehlt mir, wie gesagt, ein Heim. Aber ich hatte bisher das Kaffeehaus, ich hatte die schlechte Stadtluft — und nun will man mir auch das nehmen. Tun sie es

wirklich, ſchicken ſie mich irgendwohin aufs Land, ſo bin ich verloren.“

Erſt jetzt begriff ich das Unglück, das ihm drohte. Er ſollte nicht nur das große Amtsgebäude, ſondern auch die große Stadt verlaſſen.

Er ſtand nun vor dem Ofen; es fröſtelte ihn, ſchien es, in ſeinem hellen Anzug. Er ſprach ſo eigentümlich vorſichtig, als koſtete es ihm Mühe, nicht mit den Zähnen zu klappern.

„Ich möchte, wenn es möglich iſt, etwas dagegen tun. Aber mir fällt nichts Vernünftiges ein. Gehe ich zu den Leuten und ſage ihnen, es handle ſich um das Kaffeehaus, ſo lachen ſie mich aus. Dieſe Dickhäute ſpüren gar nicht die ewige Nacht, die uns umgibt — dieſe kalte, hoffnungsloſe Finſternis. Ich bin nicht ſo forſch wie ſie und brauche eine Art ſpaniſche Wand, um die Nacht zu vergeſſen. Und hier gibt's gute Straßenbeleuchtung, Muſik, geſchminkte und mit Brillanten behängte Weiber, elektriſche Öfen — aber in der

Provinz? Dort bin ich Gespenstern ausgeliefert — dort holt mich bestimmt der Teufel."

Es schneite. Die Mauer sah nun aus wie eine schwarze Schultafel. Zilgitz fragte leise, wie schüchtern:

„Hast du nicht jemand, der mir helfen könnte? Kennst du nicht Würdenträger, Exzellenzen und dergleichen?"

„Ich muß nachdenken," sagte ich, durch seine Not seltsam erschüttert.

Und als er fortgegangen war, dachte ich nach. Bekannt waren mir Kalifen, Großwesire, Zauberer ... Nein, am besten wäre es, wenn ich keine fremde Hilfe brauchte, sondern selbst ein Machtmittel besäße. Dies Mittel müßte ganz klein wie ein Knopf oder Taschenmesser sein. Ich hätte einfach eine Schachtel mit Zündhölzchen. Diese hätten verschiedenfarbige Köpfchen, und jedes von ihnen bedeutete einen Wunsch, der mir erfüllt werden könnte. Das wäre alles. Sagen wir, ich hätte bisher nur vier Hölzchen

verbrannt. So genügsam wäre ich, daß ich mir bisher nur die Fähigkeit, verschiedene Gestalten anzunehmen, ein ungeheures Luftschiff, die Macht, fremde Gedanken zu erraten, und ewiges Leben gewünscht hätte, sonst nichts. Nun käme das vierte, olivengrüne daran, und ich frage dich, lieber Zilgitz:

Wieviel Geld brauchst du, um niemandem gehorchen zu müssen? Wieviel brauchst du, um, von allen Pflichten und Vorgesetzten befreit, hier in der Stadt wohnen und fünfzig Jahre täglich im Kaffeehaus sitzen zu können? Mache doch keine Umstände — nennen wir es ein Darlehen, gut, setzen wir ein förmliches Dokument auf, bestimmen wir eine Art Gegenleistung deinerseits, die etwa darin bestände, daß du wieder zu springen hättest — ja, Freund, es ist zu deinem Besten, du sollst dich wieder achten, du sollst dich stolz und berühmt fühlen...

Da kam, als ich mitten im fruchtbarsten Nachdenken war, der lärmende Amtsdiener herein.

So klein er war, ein altersschwaches, halbtotes Männchen, seine Fähigkeit, schlimmsten, aufregendsten Lärm zu erzeugen, war übermenschlich. Schreiend las er die Nummern der Schriftstücke ab, die er mir gebracht hatte, geräuschvoll speiste er das Ofenfeuer mit einer Unmenge frischer Kohlen.

Und plötzlich wurde es mir klar:

Von einflußreichen Persönlichkeiten kannte ich nur — den Hampelmann. Alles andere war Lüge, Selbstbetrug, wahnsinnigste Einbildung.

Ja, nun kam mir der Hampelmann in den Sinn; zum erstenmal, seit er mich ins Wasser geworfen hatte.

Ich sprach zu mir:

Im Grunde ist er eine vornehme Natur, und ich machte ihn unglücklich. War er nicht als Bräutigam auf einen Ball gegangen und kehrte dann allein, verzweifelt heim?

Es war nicht jener Ball vor dem Tode des Onkels, sondern ein zweiter, nach Ablauf des

Trauerjahres. Und auch auf diesem zweiten tanzte ich mit Lucie, und sie sagte ganz leise:

„Gott helfe uns, Adam, nun müssen wir aufhören.“

Sie war ganz blaß und duftete wie meine liebsten Blumen, und mein Herz schrie nach ihr und schluchzte.

„Erbarme dich,“ flüsterte sie, „spürst du nicht das Unglück? Wir tanzen und weinen.“

Ja, nun sah es wohl die ganze Welt, wie wir weinend tanzten.

Und nachher sprach zu uns der Hampelmann, stolz, aber traurig:

„Ich will keine Erklärung. Weder von ihm noch von Ihnen. Hätten Sie es mir doch früher gesagt.“

Ja, wir wußten es selbst nicht früher, niemand wußte es.

„Trotzdem“, eröffnete mir der Hampelmann, nach einigen Wochen, „will ich die übernommene Pflicht erfüllen. Ich ebne dir die Zukunft.“

Und ich erhielt die Stelle. Er versicherte mir, ich würde sie bei einigem Fleiß und gutem Willen niemals verlieren.

„Viele, viele Jahre kannst du dort sitzen, bis du ergraust, und noch länger."

So groß war schon sein Einfluß trotz seines jungen Alters.

Und ich schrieb ihm einen Brief in Angelegenheit meines Freundes Zilgitz. In einer kurzen Nachschrift erinnerte ich ihn an den ehemaligen Ruhm dieses armen Mannes ...

„Der beste Hochspringer," schrieb ich ganz unten mit kleinen Lettern.

Nicht als ob ich so töricht gewesen wäre, diesen Punkt für besonders wichtig zu halten. Ich tat es nur, um dem Gedächtnis des Hampelmanns ein wenig nachzuhelfen.

Dann wartete ich sieben Tage. Am achten Tage aber wurde Zilgitz in seiner Wohnung tot aufgefunden. Er hatte sich erhängt.

Fast gleichzeitig mit der Nachricht davon erhielt ich die Antwort auf meinen Brief.

Der Hampelmann war gottlob nicht sehr ungehalten darüber, daß ich ihn mit so peinlichen Angelegenheiten quälte. Wohl aber bedauerte er im Interesse meiner Zukunft, die er mir geebnet hatte, daß ich mit den unfähigsten Angestellten freundschaftlich verkehrte. Sage mir, mit wem du umgehst ... Nun ja. In der Sache selbst hatte er bloß mitzuteilen, sie wäre entschieden; Herr Zilgitz würde bald an dem Orte sein, der seinen Fähigkeiten entsprach.

Aber Zilgitz war schon im Jenseits.

Und am nächsten Regentag war seine Beerdigung. Ich befand mich schon in der Kirche und hatte dort das Gefühl, es regne weiter. Wenn Zilgitz noch lebte, dachte ich, stände er in seinem hellen Anzug beim Ofen und klapperte mit den Zähnen.

Von Lebendigen gab es nur Angestellte unseres Hauses und anderer Kanzleien. Der Sarg stand schon vor dem Eingang; da sich aber mehrere Persönlichkeiten verspätet hatten, mußte Zilgitz, wiewohl tot, noch warten.

Digitized by Google

„An der Türklinke," erzählte jemand von den Kollegen flüsternd.

Er zeigte die Prozedur an einem Taschentuch. Die Technik war angeblich höchst einfach. Er war noch mitten im Erklären, als sich der Sarg erhob und wie eine seltsame Person, nicht ein Gegenstand, durch die Mitte der Kirche wandelte.

In diesem Augenblick ließen sich, etwas schüchtern, süße Orgeltöne vernehmen.

Es klang leise, schüchtern — aber trotzdem hörte man gleichsam „jedes Wort". So wie man in dieser ausschließlich männlichen Versammlung sicher eine einzige, wenn auch noch so dünne Frauenstimme gehört hätte.

Die Angestellten dulden es; sie blicken so nachsichtig drein, als schreie ein Kind in der Kanzlei.

„Im Augenblick der Tat", flüsterte der Mann mit dem Taschentuch, „war sein Geist natürlich umnachtet."

Die „Frau" auf dem Chore spricht immer mutiger und lauter. Sie läßt seltsam duftende

Blumen auf den Sarg herabregnen. Sie hielt ihren bis zum Wahnsinn gefühlvollen, rätselhaften, für die begabtesten Angestellten durchaus unverständlichen Nachruf.

Aber was kann sie ausrichten? denke ich, man beachtet sie gar nicht.

Der Hampelmann, der in der dritten Reihe steht, blickt auf die Uhr und grüßt dann tief eine Persönlichkeit auf der anderen Seite.

„Eine starke Beteiligung," stellt ein junger Mann fest, „auf wie viele Köpfe schätzen Sie die Anwesenden?"

„Dreihundert," erwidert ein Nachbar.

„Mehr," sagt der junge Mann und lächelt, als freue er sich aufrichtig und selbstlos für den Toten.

Die „Frau" beschwört die vielen auf die Uhr blickenden, Köpfe zählenden und einander grüßenden Menschen. Nur diesen Moment schenkt der Ewigkeit! Vergeßt nur diese wenigen Minuten, wie ihr heißt, wieviel Geld ihr habt, und ob ihr höher oder niedriger seid

als der und jener! Begleitet nur so lange, wie ein kleines Lied dauert, den Mann, der jetzt eine Reise antritt.

„Er hat sich wohl wegen Schulden ..."

„Zilgitz? Er hat sich wegen einer Frau ..."

„Woher?! Weil er in die Provinz ..."

„Ich komme zum Speisen zu spät."

Das süße Orgelspiel bricht plötzlich ab. Als hätte die Stimme nun doch alle Zuversicht verloren. Als hätte sie sich entmutigt gesagt: Ich kann nichts ausrichten.

Und bald war das Begräbnis zu Ende.

Als wir uns am nächsten Morgen mit der Mauer wiedersahen, sprach ich:

Du bist immerhin besser als der Tod. Vielleicht fliegst du eines Tages wie ein Vorhang in die Höhe. Und die Freiheit bricht an.

So jung war ich noch damals.

18.

Das Kaſperletheater

Ich war lange ſo jung.

Und Lucie war um einige Jahre jünger. Es machte ihr alles Freude, was mich freute. Sie ſchnitt aus und bemalte die Papierfiguren, die ich brauchte, um mein Stück aufzuführen. Nein, wir hatten keine Kinder, und das kleine Theater, in dem „Die Schweſter des Hofnarren" geſpielt werden ſollte, gehörte uns allein. Aber niemand wußte es. Bei Tag ſtand es in einem Kaſten.

Wir führten äußerlich ein Leben wie vernünftige, bequeme Leute. Wegen unſerer Dienſtmagd. Und dieſe hielten wir wegen unſerer Verwandten. Wir mußten uns ſtändig an einem Orte aufhalten, eine Wohnung mit eigenen Möbeln haben und dreimal im Tage

eſſen. Auch wegen meiner Anſtellung. Dieſe hatte ich hauptſächlich wegen des Eſſens und der Wohnung. Aber wir verloren nicht die Hoffnung auf künftige Freiheit.

Wir glaubten feſt daran, daß wir das Leben der vernünftigen Leute nur kurze Zeit zu erdulden hätten. Dann würden wir es abwerfen.

Wir freuten uns ſo unermeßlich auf die kommende große Veränderung, daß wir manchmal ſchon in aller Frühe einen lauten Geſang anſtimmten. Die Dienſtmagd, eine alte Perſon, ſteckte unerwartet den Kopf herein und ſprach:

„Ich gehe einkaufen, bitte um Geld.“

Da ſchämten wir uns beide, daß wir ſo laut geſungen hatten. Und Lucie ging zur Dienſtmagd hinaus.

Als ſie zurückkam, war ſie ganz ſtill, und ihr Geſicht hatte einen kränklichen Ausdruck.

„Hat ſie dir etwas über unſer merkwürdiges Benehmen geſagt?“ erkundigte ich mich.

Aber Lucie nahm den Bleiſtift zur Hand und rechnete.

„Sie ſagte mir bloß, was alles koſtet," antwortete ſie.

Ich mußte ihr helfen, die Rechnungen zu machen, denn ſonſt weinte ſie. Aber es ſtimmte auch mit meiner Hilfe nicht.

„Später wird es viel leichter gehen," tröſtete ich ſie. „Wenn wir einmal das vernünftige Leben abgeworfen haben."

„Wird das neue billiger ſein?" fragte ſie zweifelnd.

„Natürlich! Wieviel brauchen denn Studenten, Nähterinnen und andere arme Teufel? Nicht die Hälfte unſerer Ausgaben. Wir werden in einer Dachkammer wohnen."

Das hätte ich nicht ſagen ſollen.

Denn nun ging ich in die Kanzlei zu meiner täglichen Zwangsarbeit und hatte Gott weiß was für hundert andere Dinge im Kopf. Aber Lucie blieb zu Hauſe und dachte viele Stunden darüber nach, wie wir einmal der Freiheit zuliebe darben, frieren und zerriſſene Kleider tragen würden.

„Ich begreife nicht," empfing ſie mich verzweifelt, „daß wir heute ſingen konnten."

Ich war erſtaunt und erſchrocken, denn ich hatte ſchon alles vergeſſen. Es dauerte lange, bis ich ihr erklärt hatte, worauf wir uns am Morgen eigentlich gefreut hatten.

„So wie wir auf den Bällen miteinander tanzten ... erinnerſt du dich? ..., ſo fahren wir einmal zu zweit in die Welt hinaus, und niemand ruft uns zurück. Darum handelt es ſich. Um die Freiheit —"

Aber Lucie ſagte:

„Als wir zuſammen tanzten, hatte ich helle, ſchöne, unpraktiſche Kleider. Auf dem letzten Ball ein blaues und auf dem vorletzten ein weißes. Ich werde ſie nie vergeſſen. Ich mußte an ſie heute vormittag denken, als ich mir das Leben in der Dachkammer vorſtellte, und es war ſo bitter."

Und ſie bedeckte ihr Geſicht mit den Händen, als weinte ſie um alle Kleider, die ſie je getragen hatte.

Da verſprach ich ihr gleich, ſie würde ſie wiederkriegen.

„Was immer mit uns geſchieht, die ſchönen Kleider bekommſt du ſicher — jedes Jahr neue — und die Dachkammer nimm auch nicht wörtlich. Ich meinte nur, wir würden uns von dieſer großen Wohnung hier befreien und in einer anderen Stadt, wo uns niemand kennt, eine ganz kleine nehmen."

„Ja, es wäre viel billiger," bemerkte Lucie etwas getröſtet.

„Und in der anderen Stadt", ſprach ich weiter, „hätte ich keine Kanzlei und keine anderen Pflichten. Ich würde von früh bis abends zu Hauſe ſitzen und mich nur meinen Märchen und Stücken widmen."

Da wurden wir beide immer heiterer und glücklicher. Ja, plötzlich befiel es mich wie eine heiße Unruhe, und ich mußte aufſtehen, zu meinem Tiſch gehen und die Papiere hervorholen.

Ich ſagte:

„Jetzt werde ich ſchreiben."

Das Stück „Die Schweſter des Hofnarren“ wurde viel länger, als ich anfangs geglaubt hatte. Der König war die Hauptperſon, aber er hatte gleichſam viele Stimmen und Hände. Seine Diener wuchſen im Stück wie Pilze. Ich war ſchon lange im zweiten Akt, als mir eine ganz neue Geſtalt erſchien, an die ich anfangs nicht einmal gedacht hatte. „Ich bin der Staatskanzler,“ ſtellte ſich die Erſcheinung vor. Und ich wußte gleich, wohin ſie gehörte. Ihr Anfang war in der zweiten Szene des Stückes. Der König hatte nämlich allerlei ſozuſagen Theoretiſches über die Liebe zu bemerken. Und der Hofnarr war zu witzig, um es mit der nötigen geiſtigen Unſchuld anzuhören. Da kam denn ein Staatskanzler zur Welt, meldete ſich zur Audienz (in der hauptſächlich er zu hören hatte), und als dieſe beendet war, blieb ihm noch ſo manches, beſonders im zweiten Akt, zu tun, zu reden und zu intrigieren übrig. Nein, er intrigierte bloß dadurch, daß er ſo und nicht anders war. Ich ſah ihn deutlich vor mir.

Nach Schluß der Tagesarbeit ſagte ich zu Lucie:

„Schneide mir den Staatskanzler aus!“

„Wie ſieht er aus?“

Und ſie erhielt die ganzen Schneidermaße ſeiner äußeren Perſönlichkeit. So ſtark war dieſe ſchon in mir vorhanden.

Im dritten Akt mehrten ſich wiederum überraſchend die Geliebten des Prinzen. Ein faſt unwahrſcheinlich ſchlankes, milchweißes Fräulein mit hellblondem Haar und etwas ſchläfrigen Augen verblüffte mich durch eine ſolche Eröffnung gegen Ende der vorletzten Szene, daß ich nur ihretwegen den ganzen zweiten Akt gründlich umbauen, ja ſogar eine kleine Einſchaltung im erſten vornehmen mußte. Auch ſie ſtand lebendig vor mir, und ich fand ſie ſchön, wenn ſie lächelte, was ſie übrigens nur ſelten tat und eigentlich nie aus innerſtem Bedürfnis.

„Lucie, warum willſt du mir nicht das hellblonde Fräulein ausſchneiden?“

Es war mir bis zum Schluß ein Geheimnis, warum ſich Lucie gerade gegen dieſe eine Figur ſo hartnäckig ſträubte.

Der Schluß aber — nicht nur des Stückes, ſondern auch meiner Arbeit an ihm — war merkwürdig traurig.

Das Ganze war ſchon gleichſam erſtarrt und erkaltet. Bis zu dieſem Augenblick waren noch immer neue Menſchen oder Geſchehniſſe aufgetaucht. Und nun rührte ſich und wuchs nichts mehr. Alles war ſo hart und endgültig geworden.

Ich ſah es an und ſprach:

„Du magſt gut oder ſchlecht geraten ſein ... ich kann dir nicht mehr helfen, du biſt für mich fertig.“

Aber ich fühlte mich weder ruhig noch heiter. Es quälte mich etwas wie der ungeſtillte Reſt eines ſchmerzlich-leidenſchaftlichen Durſtes. Es war wie Liebesdurſt, vermiſcht mit unerklärlicher Trauer.

Am nächſten Morgen aber ſagte Lucie ſeltſam demütig und ſanft:

„Nun will ich dir noch dein blondes Fräulein ausschneiden.“

Doch war es weder „mein“ noch das erste Fräulein im Stück. Susanne, die Schwester des Hofnarren, war im Stück die erste.

Sie küßte in der vorletzten Szene den Prinzen, und er starb.

Als unsere Dienstmagd zu Bett gegangen war — es war so spät, daß schon gewiß alle vernünftigen Leute schliefen —, nahmen wir das Kasperletheater aus dem Kasten heraus, und zum erstenmal wurde mein Stück auf einer Bühne gespielt.

Außer Lucie und mir war niemand im verdunkelten Zimmer, aber uns beiden klopfte heftig das Herz, wie vor etwas Gefährlichem, das sich vor unzähligen Augen ereignen sollte.

Ein Vorhang zitterte vor Angst.

Ein kleiner, von uns selbst verfertigter, lächerlich unerfahrener Vorhang, der nur in seinen glücklichsten Momenten das wenige leistete, das er sollte. Ein Stück Papier im

Grunde genommen, das viele Wochen untätig auf seine große Stunde gewartet hatte, und das bei Tag so abgenutzt aussah, als hätte es seine glänzendste Zeit schon längst hinter sich.

Nein, da kam erst seine Stunde, und er bebte. Und kaum war das Zeichen gegeben, flog er auf — es war ihm gelungen.

Im beleuchteten Innern einer Holzkiste begann eine Welt zu reden. Es redete bald Lucie, bald ich, aber nach kurzer Zeit wußten wir nicht mehr, wem die Stimmen gehörten.

Etwas rätselhaftes Drittes, das weder ich geschrieben noch Lucie mit Schere und Farben hergestellt hatte, war hinzugekommen.

Spürst du es? fragten wir einander mit den Augen. Die kleine Welt in der Kiste hatte ihren Gott. Und einige Monate nach dieser Vorstellung erschien bei uns ein fremder Herr, der mich fragte:

„Wurde Ihr in der Zeitschrift ‚Chronos' erschienenes Märchenstück ‚Die Schwester des Hofnarren' schon irgendwo aufgeführt?"

„Ja," ſagte ich, ohne lang zu überlegen, und dachte darüber nach, wie merkwürdig ähnlich der Fremde dem Hampelmann wäre.

„Wo denn?" erkundigte er ſich.

Da wurde ich feuerrot.

Denn erſt jetzt fiel es mir ein, daß unſer Kaſperletheater für vernünftige Leute eigentlich nicht zählte.

„Eigentlich nirgends," ſagte ich.

„Ah!" wunderte ſich der Herr, blinzelte genau ſo wie der Hampelmann und ſchwieg dann eine Weile, als dächte er über mein Verhalten nach.

Ich ſpürte, daß er mich für einen Dummkopf hielt. Er ſelbſt entpuppte ſich aber als Theaterdirektor.

„So iſt es denn ausgemacht," erklärte er am Schluſſe unſeres Geſpräches, „daß Sie zuerſt bei mir als Dramatiker vor die Welt treten. Wir bringen Ihr Stück bereits in den nächſten Tagen. Aber Sie werden ſtaunen, wie wenig Geld Sie von uns dafür bekommen."

Digitized by Google

Nur darin, daß ich in ſeinem Theater vor die Welt treten ſollte, übertrieb der Direktor ein wenig, wie ich mich bald überzeugte.

Denn dieſes Theater lag ziemlich weit in der Vorſtadt, und man hörte von ihm zumeiſt recht wenig. Es ſtrahlte nicht. Seine Zettel, die an Mauer und Plakatſäulen angeſchlagen waren, ſahen zwar wie die anderen aus, aber ich glaube nicht, daß man ſie bemerkte. Und ſelbſt in ſeiner unmittelbaren Nähe ſpürte man es nicht beſonders. So unauffällig lebte es.

Als ich mich in ſeinem Innern befand — denn die Proben, denen ich beizuwohnen hatte, ſollten eben beginnen —, ſpürte ich keine Wärme. Obwohl doch ein richtiges Theater wie die Mutter Erde einen brennenden Mittelpunkt haben muß, eine Art verborgenes, ewiges Feuer. Nein, ich fühlte nichts davon. Und es war auch kein Theatergeruch drinnen.

Und dennoch wurde bald alles auf ungeahnte Weiſe feſſelnd, und der Grund waren die Schauſpieler.

Es kamen, wie ich ja nicht anders erwartet hatte, Menſchen auf die Bühne, die bürgerlich nüchtern gekleidet waren und „Guten Morgen“ ſagten. Es war ja heller Tag. Zwei waren ſogar in Regenmänteln. Eine zarte, jungfräulich wirkende Dame mit einem zierlichen Blumenhut erklärte:

„Um ein Uhr muß ich mit meinen drei Kindern zur Impfung gehen.“

Ein Herr war im Gehrock und hielt fortwährend gelbe Handſchuhe in der Rechten. Er ſagte zu mir, das Ergebnis der Reichsratswahlen wäre eine vollkommene Überraſchung.

Alles ſchien ſo vernünftig. Alle ſchauten ſo ſcharf und kühl drein, als könnten ſie ſich nimmer in ein Abenteuer verſtricken.

Dann aber, etwa nach einer Viertelſtunde, kam das Seltſame.

Der Herr im Gehrock zeigte mit den gelben Handſchuhen auf einen beſcheidenen Jüngling in blauem Sakkoanzug und ſagte:

„Seine Mutter iſt eine Hexe.“

Diese Behauptung hielt er aufrecht. Bei Gott, ich selbst glaubte, es wäre ein Scherz. Dann überlief es mich aber kalt, denn es standen viele ernste, auch ältere Herren und Frauen dabei und — niemand lachte. Im Gegenteil, sie waren entsetzt, niedergeschmettert. Sie blickten alle auf den Jüngling im blauen Frühlingsanzug, und dieser neigte so tief seinen Kopf und zitterte so furchtbar, daß man spürte: Seine Mutter war eine Hexe.

Erst dann besann ich mich darauf, daß es sich um die dritte Szene meines Stückes handelte. Und daß der Herr im Gehrock den König und der Jüngling den buckligen Hofnarren darstellte.

Aber der tiefe Ernst, mit dem diese märchenhafte Angelegenheit von den Herrschaften in Regenmänteln und Blumenhüten behandelt wurde, war für mich so unerhört, so geradezu ergreifend, als hätte ich eine ganz neue Art von irdischen Wesen entdeckt.

Nach und nach verstrickten sie sich alle in die Unwirklichkeit, sogar die Darstellerin des

hellblonden Fräuleins, die vor Beginn der Probe immer nur von ihrem Schnupfen geſprochen hatte. Sie war dünn wie eine Nadel. Solange ſie nicht aufzutreten hatte, lief ſie hinter der Bühne umher und verbreitete Unruhe. Sie hing ſich immer in eine Freundin ein und hatte eine Unzahl Damen zu Freundinnen. Von den entlegenſten dunklen Winkeln her vernahm ich ihr aufregendes, von Flüſtern und unterdrücktem Kichern begleitetes Treiben, das mir, ich wußte nicht warum, gegen mich ſelbſt gerichtet ſchien. Ich empfand dieſes ganz junge Weſen wie einen ſpröden, allen Einflüſſen widerſtehenden Stoff, als ein hoffnungslos ſchlechtes Medium, das märchenfeindlich wirkte und aus dem Theater entfernt werden ſollte.

Da ſagte aber der Prinz mit ſeiner ſüßen, faſt krankhaft weichen Stimme:

„Stehſt du nicht dort, Leia? Komm' doch zu mir, bitte."

Und nun verwandelte ſie ſich völlig.

Bei Gott, sie wurde so überraschend anders, kam so ganz herüber aus jener feindlichen Wirklichkeit in dieses mein Märchen, daß ich vor Staunen und Bewunderung fast laut aufgeschrien hätte.

Ihr junges Gesicht war eigentümlich schön geworden. Es war ernst wie das eines Kindes. Ihre Stimme, ihr Blick, ihre Bewegungen, alles war fromm und einfältig wie ein altes Lied.

„Wie Sie erblaßt sind," bemerkte der neben mir sitzende Direktor.

„Aus Freude," sagte ich.

Er nickte mit dem Kopf.

„Ja," sprach er kühl und sachlich, „das Mädchen wäre eine Weltberühmtheit, wenn es nicht mit der Zunge anstoßen würde."

Ich freute mich aber vor allem über die Existenz von Menschen, die augenscheinlich in zwei Welten lebten. Ich empfand zum erstenmal das Wunder „Künstler" — die einzige übernatürliche Erscheinung, die es diesseits gibt.

Und darum bemerkte ich nicht, wie verkehrt man eigentlich „Die Schweſter des Hofnarren“ ſpielte.

Das bemerkte ich erſt einige Tage ſpäter. Bei einer der letzten Proben, bei der die Schauſpieler nicht mehr ihre Geſichter, Haare und Kleider, ſondern ſchon Masken, Perücken und Koſtüme hatten.

Nun waren ſie weder wirkliche noch Märchenmenſchen. Sie hatten eine Art geſpenſterhafte, tote Beweglichkeit, an die ich mich nicht gewöhnen konnte.

„Wie die ausgeſchnittenen Papierfiguren in unſerem Kaſperletheater?“ fragte Lucie, als ich ihr davon erzählt hatte.

„Ach,“ antwortete ich ſeufzend, „unſere Figuren waren viel echter. Sie gehorchten ſo wunderſchön ihrem Gott.“

Bei der Aufführung kam doch wieder etwas Leben in das Ganze. Aber das Märchen verſchwand für immer. Und mit dem Märchen auch Leia, wie ich ſie auf den erſten Proben

geſehen hatte. Nun hörte ich deutlich, wie ſie mit der Zunge anſtieß.

Übrigens war nicht ſie die Wichtigſte im Stück, ſondern Suſanne, die Schweſter des Hofnarren.

Dieſe küßte in der letzten Szene den Prinzen, und er ſtarb.

„Endlich," ſagte jemand ganz deutlich im Theater.

Und der Vorhang fiel.

Lucie weinte.

19.

Der Stern

In einer halben Stunde ſollte ich dort ſein, wo ich einen Teil meiner Kindheit verbracht hatte. Und mir war es, als ob alle Telegraphenſtangen und Bahnwärterhäuschen, die wir vorbeifliegen ſahen, um dieſes Ereignis wüßten.

Ich nahm es Lucie nicht übel, daß ſie trotz dem Herannahen jenes Ortes, mit dem auch ſie verwandt und durch mich außerdem verſchwägert war, eine Zeitung leſen konnte. Denn ſie war dort bisher nie geweſen. Sie war nicht ſo wie ich ergriffen, als ſich gewiſſe Vorboten zeigten, Stationsnamen, die ich nach ſo vielen Jahren nicht vergeſſen hatte.

Durch die verſtrichene lange Zeit war alles ſo bedeutſam geworden.

„Weißt du, Lucie, daß ich schon vierzig Jahre alt bin," rief ich plötzlich, „ja über vierzig."

Sie lachte.

„Man merkt es dir nicht an. Du hältst noch immer wie als kleiner Junge den Platz am Fenster krampfhaft besetzt und schreist jede zweite Minute auf, als gäbe es draußen lauter Wunder."

Das Merkwürdigste war folgendes:

Der Zug hielt zum letztenmal, und was sah ich? Nicht nur der Bahnhof war der gleiche geblieben — sogar die nämlichen Mohnblumen wuchsen noch rot und schlank vor den Fenstern des Stationsvorstandes —, sondern auf dem Bahnsteig warteten außer der Tante und Gräfin Malwine zwei kleine Knaben — ich und Paul, hätte ich schwören mögen.

Aber Lucie stellte gleich fest:

„Es sind die zwei Jungen Pauls, die er bei seinem letzten Besuch hier zurückgelassen hat."

Die Tante begrüßte uns mit Tränen, als gälte es Abschied zu nehmen.

„Adam und Paul," rief sie dann übertrieben strenge, um ihre Rührung zu verbergen. „Wollt ihr nicht der Tante Lucie die Hand küssen?"

Die zwei Kleinen hießen sogar so wie mein Bruder und ich. Und vielleicht waren sie auch sonst ähnliche Geschöpfe wie wir beiden damals.

„Der Ältere ist ernst . . .," versuchte ich aufs Geratewohl.

„Ja, ja," versetzte die Tante, rasch ihr Gesicht trocknend, „aber der Jüngere ist wie Quecksilber."

Gräfin Malwine erinnerte wieder seltsam an ihre eigene Jugend. Wenigstens wenn sie lächelte und der Schleier ihre Züge interessant undeutlich machte.

„Vielleicht ist sie geschminkt," bemerkte Lucie halblaut. „Aber sie muß schön gewesen sein."

Sie war schlank geworden und trug ihre hellen Kleider.

Als sie mir die Hand reichte, sprach sie:

„Berühmte Menſchen ſind der Stolz aller, die das Glück hatten, ſie als Kinder zu kennen.“

Da ich nicht berühmt war, ſo faßte ich es als Spott auf und wurde ſchweigſam, weil ich mich fragte, warum ſie mich verſpotten wollte.

Zu Hauſe ſagte von ihr die Tante:

„Sie iſt eine Landplage geworden, aber ſie hat ein gutes Herz. Man iſt keinen Augenblick vor ihr ſicher. Denn die Ärmſte langweilt ſich zu Tode in ihrem großen Schloß, ſeit der alte Graf nicht mehr lebt. Ihr dürft nicht böſe ſein, wenn ihr ſie ſchon nach einer Stunde wiederſeht.“

Die Tante war nun, da die Großeltern fehlten, die Herrſcherin im Hauſe. Aber es war ſonderbar, wie ſtill und unauffällig ſie regierte. Die zwei leer gewordenen Plätze blieben gleichſam unbeſetzt, und ſie leitete von ihrem früheren dritten Platz aus die Wirtſchaft.

In den beiden Vorderzimmern, in denen der Großvater für ſich gelebt hatte, ſtand alles

ſo unberührt wie in einer nur zeitweilig vereinſamten fürſtlichen Reſidenz. Ich ging dorthin auf einen Augenblick. Das ſchwarze Sofa glänzte, von der Abendſonne beleuchtet, in ſeiner früheren ſteifen Vornehmheit, und ein zarter Geruch von Pfeifenrauch und Weichſelholz erfüllte die kühle Mauſoleumsluft.

Meine Eltern an der Wand ſagten zu mir, ruhig und heiter, als hätte ſich ſeit meinem letzten Aufenthalt hier nicht das geringſte mit mir geändert:

„Nun, da biſt du ja wieder.“

Und ich ſelbſt fühlte das Bedürfnis, ihnen von den Veränderungen zu erzählen. Ich rühmte mich, wie ich trotz meiner Unbeholfenheit eine gute Frau gefunden und nur darum ſchlafwandelnd ein ſo anſehnliches Stück Leben ohne zerbrochene Gliedmaßen zurückgelegt hätte.

Da ſchauten ſie beide ſo drein, als grüßten ſie mit den Augen jemand, der hinter mir ſtand. Und es war Lucie, die mir nachgegangen war.

Ich antwortete ihr auf ihren fragenden Blick:

„Das ist der Vater — und das ist die Mutter.“

Im Zimmer des Wartens aber war die Tante allein mit den Vorbereitungen zum Abendessen beschäftigt.

„Wie ich vorausgesagt habe,“ bemerkte sie bei unserem Eintritt, „ist Malwine glücklich wieder da.“

Man vernahm laute Stimmen vom Christkindzimmer her.

„Wer ist denn noch dort?“ fragte ich.

Die Tante erwiderte:

„Nur Malwine und die beiden Buben. Hört ihr, wie sie mit ihnen streitet? Sie sagen nur, um sie zu necken, sie wüßten dies oder jenes besser als sie. Da weint sie vor Zorn und schwört, sie hätte mehr Kenntnisse, habe mehr gesehen und gelernt ... So kindisch ist sie geworden.“

Hanna kam mit dem Geschirr herein, und sie sah mich lange an mit ihren durch Unglücksfälle klein und rot gewordenen Augen.

Erſt nach einer Weile ſprach ſie leiſe:

„Adam, aber er iſt grau.“

Dann begann ſie Lucie prüfend zu betrachten, aber die Tante ſchickte ſie wieder in die Küche, etwas ärgerlich darüber, daß ſie mich grau genannt hatte.

Das Zimmer des Wartens war noch niedriger geworden.

Wahrſcheinlich infolge der verſtrichenen langen Zeit.

Und die zwei Fenſter ſchienen noch kleiner, die reinſten Kajütenfenſter, dachte ich; und plötzlich überkam mich ein ſeltſam unheimliches Gefühl, das ich mir nicht erklären konnte.

Während des Abendeſſens zerbrach ich mir die ganze Zeit den Kopf über den Grund meiner Verſtimmung.

„Was haſt du denn? Biſt du müde?“ fragte mich Lucie.

Hanna, die mir eben die Schlüſſel reichte, bemerkte ruhig:

„Das ist nichts. Das sind nur die im Haus Verstorbenen, die einen am ersten Abend nach der Ankunft traurig machen."

Ja, sie ließ sich nicht nehmen, diese Toten, die mich traurig machten, der Reihe nach aufzuzählen, und sie begann mit Nina, dem Waisenkind, das ich geprügelt hatte.

Die Tante unterbrach sie ungeduldig:

„Red' nicht so viel, Hanna, sondern servier' ordentlich weiter."

Als wir aber nach dem Essen alle auf der offenen Veranda saßen, fühlte ich mich wieder leicht und glücklich.

Der Himmel funkelte. Uns gegenüber, am anderen Straßenrand, standen Weidenbäume mit phantastisch verschlungenen Zweigen. Sie hoben ihre Arme empor, schwarz und tragisch. Auf dem Gipfel einer Weide glänzte aber ein Stern, und es sah aus, als schaukelte dort oben eine schwere, leuchtende Märchenfrucht.

Da fiel mir ein Weihnachtsabend ein, von dem ich immer glaubte, er wäre der erste in

meinem Leben gewesen, denn ich erinnerte mich nicht an die früheren.

„Was war es denn mit dem großen Stern auf unserem Christbaum?“ fragte ich plötzlich die Tante. „Geschah mit ihm nicht am Schluß der Bescherung ein Wunder?“

Die Tante sah mich verständnislos an. Offenbar hatte sie dies Wichtige schon vergessen.

Aber ich gab keine Ruhe.

„Onkel Theodor bereitete uns schon lange vorher auf dieses Wunder vor. Er sagte uns...“

Die Tante unterbrach mich ängstlich.

„Nicht so laut,“ flüsterte sie, „sprich nicht von Theodor, sonst gibt die Gräfin wieder einmal ihre Liebesgeschichte zum besten.“

Und gleich darauf sagte Malwine mit einer eigentümlichen Theaterstimme:

„Es war ein seltsamer Mann.“

Die Tante bemerkte halblaut, vorwurfsvoll:

„Siehst du. Nun ist's zu spät.“

Sie stand auf und sagte noch zu mir leise:

„Er wollte den Stern verſchwinden laſſen, um euch zu verblüffen. Aber du weißt — er war damals vor dem Glockenzeichen plötzlich ſelbſt verſchwunden, wir anderen waren zu ungeſchickt... Und ſo kam es zu gar nichts."

Sie ging ins Zimmer, um etwas zu holen. Aber Gräfin Malwine ſenkte die Augen wie ein ganz junges Mädchen und ſprach zu Lucie leiſe, geheimnisvoll und dabei immerfort mit dem Kopf nickend:

„Der einzige, der mich wahrhaft, abgöttiſch liebte. Es iſt nicht zu leugnen, daß ich damals vielen, ſehr vielen Männern gefiel. Ich zeige Ihnen einmal mein Bildnis aus jener Zeit. Aber niemand hatte mich ſo lieb wie er."

Nun war Lucie angeſteckt und nickte gleichfalls mit dem Kopf.

„Er hat ſich meinetwegen das Leben genommen. Ja, ich habe ihn auf dem Gewiſſen. Obwohl es zu einer Ehe zwiſchen uns ohnehin nicht gekommen wäre, weil mein Vater nicht zugeſtimmt hätte — und eigentlich auch

Theodor selbst nie an eine Heirat dachte... Aber gleichwohl — ich habe ihn auf dem Gewissen."

Sie ließ es sich nicht nehmen, und sie klagte sich flüsternd weiter an. Die Weidenbäume neigten rauschend ihre Zweige, und Malwine und Lucie nickten mit den Köpfen.

Dieses Flüstern und Kopfnicken der Bäume und Frauen wurde durch die laute Stimme des Oberlehrers unterbrochen. Schlank, lebhaft und mit den Füßen scharrend, wirkte er gar nicht so alt in der Finsternis. Und mit ihm war der Doktor gekommen, der sich stiller verhielt.

Sie sagten zu mir ungefähr das gleiche wie Gräfin Malwine bei unserer Ankunft. Und auf meine erstaunte Versicherung, daß mich nur sehr wenige Menschen in der Welt kennten, wendete der Oberlehrer fast heftig ein:

„Aber Sie standen schon viermal in der Zeitung!"

Ja, dieselbe Zeitung hatte auch Gräfin Malwine gelesen. Wahrhaftig, der ganze Ort

hatte wohl von jenen vier Erwähnungen Kenntnis und nahm an, daß auch das übrige Europa von ihnen wußte.

„Wie dieser Stern strahlt Ihr Name!“ rief der Oberlehrer aus und zeigte auf den Gipfel des Weidenbaumes.

„Schade, daß dieser Ort so klein ist,“ seufzte Lucie ernsthaft.

Der ältere der beiden Knaben fragte Malwine:

„Was stand denn eigentlich in der Zeitung?“

Aber sie antwortete nur mit einem bösen Blick. Seit ihrem letzten Streit mit ihm war sie noch immer schwer beleidigt, obwohl er acht und sie über fünfzig Jahre zählte.

Einen Augenblick später, während eines allgemeinen Gesprächs, gab sie mir aber heimlich ein Zeichen und führte mich in das Zimmer des Wartens, um mir den Buchstaben „M“ auf dem Fensterbrett zu zeigen.

„Erinnern Sie sich noch?“ fragte sie mich mit umflorter Stimme.

Und dann ſprach ſie wieder lange, leidenſchaftlich über Onkel Theodor. Wie er ſeltſam geweſen wäre. Die Ferne hätte ihn magnetiſch angezogen und von Zeit zu Zeit zu plötzlichen Reiſen mit unbeſtimmten Zielen verführt.

„Auch darum“, flüſterte ſie in einem gleichſam altklugen Kinderton, „hätte meine Familie in eine Verbindung mit ihm nie eingewilligt. Um keinen Preis. Wenn wir einmal mit meinem gottſeligen Vater, mit Fräulein Käthe und ihm eine Fahrt zum nächſten Dorf machten, ſo meinte man jeden Augenblick, er würde aus dem Wagen ſpringen, um in einer ganz anderen Richtung, die ihm gerade ſchöner dünkte, zu laufen und vielleicht nie heimzukehren. Es lockten ihn alle Straßen, die er von weitem ſah, alle die vielen weißen Wege, die irgendwo über Berge und durch Wälder führten.“

„Das begreife ich gut,“ ſagte ich lebhaft . . .

„Nein, nein," fiel sie schnell, fast ungeduldig ein. „Sie sind ernst und ruhig. Ich kenne Sie besser."

Ich seufzte.

„Und wissen Sie," fuhr sie fort, „was einmal aufgekommen war? Nach jeder solchen Spazierfahrt machte Theodor nächsten Morgen dieselbe Tour noch einmal zu Fuß. Als hätte er sie am Tag vorher nicht recht genossen. Er kehrte zu allen jenen Bergen, Wäldern und weißen Wegen zurück, die er vom Wagen aus nur flüchtig gesehen hatte."

Nun rief ich aus:

„Wie ausgezeichnet verstehe ich das! Was tue ich denn selbst anderes, wie immer zu allem zurückkehren, was ich schon einmal erlebt habe! Ich bin genau so, wie er war."

Sie schüttelte heftig den Kopf.

„Was fällt Ihnen ein? Glauben Sie, daß es nicht allgemein bekannt ist, wie vernünftig und ordentlich Sie sich immer aufführen?

Trotz Ihrer künſtleriſchen Neigungen haben Sie einen bürgerlichen Beruf ..."

„Es iſt, weiß Gott, nicht mein Verdienſt," ſagte ich bitter, „ich habe ihn unfreiwillig. Nur darum, weil ich alles mit mir tun laſſe, was Stärkere über mich beſchließen."

Aber es war, als hätte ich in den Wind hineingeſchrien. Sie verteidigte mich weiter.

„Meinen Sie, daß ich nicht von Ihrer Tante weiß, wie peinlich genau Sie die Kanzleiſtunden einhalten? Und haben Sie auch nur ein einziges Mal Ihr Heim und Ihre Berufsarbeit verlaſſen, wie der arme Theodor, mit dem Sie ſich ſo gern vergleichen? Wann waren Sie denn je ſo verrückt, durchzugehen, weil Sie ein Weg lockte?"

Ich ſchwieg. Ich fühlte, daß es mir nie gelingen würde, ihr zu erklären, wie ich wäre. Denn ſie kannte mich ſchon länger als dreißig Jahre.

Wir kehrten zu den anderen zurück. Auf der Veranda wurde Wein getrunken.

Der Oberlehrer ſagte zu den beiden Knaben:

„Wie wäre es nun, wenn ihr uns etwas vorſingen würdet! Der Mond ſcheint, es iſt der paſſendſte Augenblick!“

Und der Jüngere war gleich einverſtanden.

„Nein ... was ſollen wir denn ſingen?“ fragte verlegen unglücklich der Ältere.

Der Oberlehrer gab es ihnen an. So wie eine ernſte Perſönlichkeit, die weder Gehör noch Stimme hat, ein Lied andeuten kann, ohne ſich etwas zu vergeben.

Und ſie ſangen mit ihren unberechenbaren, bald frauenhaft dünnen, bald männlich tiefen Knabenſtimmen.

Nach einer Weile miſchte ſich aber in dieſes unſchuldige Gekrächz etwas ausgeſprochen Süßes, faſt unappetitlich Gefühlvolles hinein.

Die Knaben ſahen einander augenzwinkernd an.

Ja, Malwine ſang mit.

Immer verwegener erhob ſich ihre altmädchenhaft überzärtliche, von geheimem

Liebesbedürfnis bebende Stimme gegen den reinen Nachthimmel.

Und die Tante fragte nervös:

„Adam, Paul, seid ihr nicht schon ein wenig schläfrig?“

Da fanden auch der Oberlehrer und der stille Doktor, es wäre schon spät.

Nur Malwine sang noch eine Minute allein ihre noch nicht vergangene Lebenstragödie.

Bis auch sie plötzlich bemerkte, man hätte sich bereits von den Stühlen erhoben. „Man geht schon heim?“ fragte sie unangenehm erstaunt.

Während des allgemeinen Abschiednehmens blickte sie verächtlich auf die zwei müden Herren, die schon schlafen wollten.

„Philister,“ flüsterte sie kaum hörbar, und ihre Augen blitzten frivol und spöttisch.

Ihr adeliger Leib trug stramm seine Jahre, wie ein Soldat den Tornister. Lucie und ich, die wir allein auf der Veranda zurückgeblieben waren, hörten noch eine Weile ihr Trillern

im Dunkel des kleinen Gärtchens, in dem sich einst der frühere Apotheker den Fuß verstaucht hatte.

Dann fragte ich, noch immer auf den glitzernden Stern über der Weide blickend:

„Und wenn ich das erreicht hätte —"

Sie verstand mich, denn wir sprachen öfters so miteinander.

„Du hast es dir ja nie sehr leidenschaftlich gewünscht," antwortete sie.

„Ich habe es jedenfalls bald aufgegeben," sagte ich heiter.

„Natürlich," sprach sie, und ich konnte nicht heraushören, ob sie dabei lachte, „wieviel hast du nicht schon aufgegeben, leicht, schmerzlos..."

Ich sagte:

„Ja, im Anfang... war unter den Spielsachen, die ich gern bekommen hätte, auch der Ruhm. Ich erinnere mich ausgezeichnet. Aber ich war nicht sehr traurig darüber, daß ich andere Geschenke kriegte. Schließlich geht ja so alles, was man dieses oder nächstes Jahr

zu Weihnachten bekommt, ſpäter irgendwie verloren. Das alles iſt nicht ſehr wichtig. Wenn ich nur ſchreiben kann."

„Und du wünſcheſt dir nichts mehr im Leben?"

Ich überlegte.

„Ja," ſagte ich dann, „etwas mehr Zeit. Ich mußte mich bisher immer ſo beeilen! In der Anſtalt, wo wir von der Glocke um ſechs Uhr früh geweckt und dann alle Stunden an das und jenes erinnert wurden. Dann in der Kanzlei. Immerfort achtgeben, daß man dies oder jenes nicht verpaßte. Sogar jetzt, auf dem Lande — das Gefühl, daß es eigentlich nicht die Freiheit iſt, die man hat, ſondern bloß ein Urlaub von ſoundſo viel Tagen, die ſo ſchnell laufen wie Sekunden."

Aber plötzlich überkam mich eine große Fröhlichkeit.

„Eines Tages mache ich mich aber wirklich frei. Paſſ' nur auf, Lucie! Ich habe nur mehr einige Jahre geduldig zu warten. Nicht

länger als höchstens acht bis zehn Jahre. Und dann kommt's —"

„Ja, dann kommt's," wiederholte Lucie, und ich konnte nicht sehen, ob sie lächelte.

„Dann tue ich nichts wie meine Arbeit, die eigentlich keine ist. Ich widme mich nur meinen Märchen und Stücken."

Da schrie Lucie plötzlich auf und zeigte auf den Weidenbaum.

„Verschwunden," sagte sie.

Der Stern war fort. Es geschah mit ihm das Wunder.

20.

Schneemänner und Zinnsoldaten

„Man bittet pünktlich zu erscheinen," schloß der Hampelmann sein Rundschreiben. Er lud uns in sein Haus ein, aber die Einladung war so abgefaßt, als handelte es sich um eine Vereinsversammlung. Es sollten Männer zusammenkommen, die vor mehreren Jahrzehnten Zöglinge einer Erziehungsanstalt gewesen waren. Dies war das einzig Gemeinsame, das diese einander zum Teil fremd gewordenen Männer hatten.

Der Hampelmann, der eine reiche Frau aus angesehener Familie heimgeführt hatte, wohnte außerhalb der Stadt in einer geraden, langen Villenstraße. In dieser Straße ging ich lange vor der festgesetzten Stunde unruhig

auf und ab, denn ich kam immer zu früh, wenn ich nur darum kam, weil ich mußte ...

Ich ſchaute unzählige Male auf die Uhr und ſtellte mir immer wieder vor, wie es dort ausſehen würde.

Ich durfte mir ſagen, daß ich in jenem fremden, vornehmen Haus nur Menſchen begegnen würde, mit denen ich einſt Tag und Nacht zuſammen gelebt hatte. Aber es lag eben ungeheuer viel Zeit dazwiſchen. Aus den Knaben waren Perſönlichkeiten geworden, von denen einige hohe Ämter bekleideten oder bekleidet hatten. Und ich hatte ſtets einen unheimlichen Reſpekt vor alten, würdigen, hochgeſtellten Männern.

Ich beneidete ein junges Paar, das auf der Bank eines Villengartens ſaß, ruhig lachte und ſchwatzte und zu keiner Zuſammenkunft bejahrter Perſönlichkeiten zu eilen brauchte.

Da ſah ich plötzlich den Rücken eines vor mir behäbig ſchreitenden, feierlich, aber unelegant gekleideten Mannes, der mir ſehr

bekannt ſchien. Ich hatte faſt die Gewißheit, daß er demſelben Ziele wie ich ſelbſt zuſtrebte. Das Kamel, ſagte ich mir auf einmal, beinahe erfreut. Der Hampelmann hatte alſo nicht nur die einſtigen Zöglinge ſeiner Abteilung, ſondern auch ſeinen ehemaligen Präfekten zu ſich eingeladen.

Um's Himmels willen, dachte ich, das Kamel iſt doch wohl mindeſtens hundert Jahre alt. Der Gedanke, daß er ſich — von dieſem bibliſchen Alter abgeſehen — wahrſcheinlich nicht viel geändert haben und jedenfalls kein hohes Amt bekleiden dürfte, war mir ein gewiſſer Troſt. Zudem hatte ich jetzt die Sicherheit, daß ich nicht als erſter im Hauſe des Hampelmanns erſcheinen würde.

Ich machte einen Augenblick halt, bis das Kamel in einen links gelegenen Vorgarten eingebogen war, und ging dann, noch immer langſam, weiter. Wenn ich nur ſchon wieder zu Hauſe wäre! ſeufzte ich und ſpürte, wie mein Herz ſtärker pochte.

Da raſchelte es neben mir. Jemand, der ſich ſehr beeilte, rannte durch das Gebüſch, um mir auszuweichen.

Als er an mir vorüberlief, ſah ich, daß es ein Greis war, mit ſchneeweißen Haaren, auffallend hager und mit ſehr langen, unglaublich ſchnellen Beinen. Während er wie der Wind vorbeiſauſte, blickte er zu Boden und geſtikulierte wie in ſtummem Selbſtgeſpräch mit den Armen.

Der Storch, erkannte ich ihn nachträglich.

Ich blieb wieder ſtehen, um mich vor Staunen darüber, daß der Storch ein Greis geworden war, ein wenig zu erholen.

Dann überzeugte ich mich aber nach einem Blick auf die Uhr, daß ich nicht eine Minute länger zögern, ſondern gleich in das Haus des Hampelmanns, wo ſicherlich ſchon alle verſammelt waren, einzutreten hatte.

Mit zitternder Hand öffnete ich die Pforte des nach edlen Blumenſorten vornehm und hochmütig duftenden Vorgartens, trat in einen

kühlen Flurraum ein, in dem mehrere dunkle Überkleider hingen, aber — keine Menschenseele zu sehen war, und entschloß mich endlich, an eine Tür zu klopfen.

„Herein," rief es mit einer lauten Kinderstimme.

Um einen großen runden Tisch saßen mehrere kleine Buben und Mädchen und spielten mit Zinnsoldaten. Eine junge Frau, die unter ihnen saß, erhob sich rasch bei meinem Eintritt.

„Der Papa und die anderen Herren sind im rückwärtigen Garten," sagte sie, „vielleicht wollen Sie sich auch dorthin bemühen."

Ich wollte es tun, da erschien plötzlich die ganze Herrengesellschaft, und die junge Frau entfernte sich rasch mit den Kindern.

„Sehen Sie, nun regnet's," teilte mir das Kamel mit, einfach, unvermittelt, als hätten wir erst vor einer Stunde miteinander gesprochen.

„Schön, Adam ist auch da!" rief der Hampelmann und markierte durch ein Fingerschnalzen seine Freude.

Dann ſchlug er vor:

„Bleiben wir vorläufig hier, meine lieben Freunde.“

Wir reichten einander die Hände, aber im Anfang erkannte ich niemand.

Vielleicht fiele es mir leichter, dachte ich, wenn ſie ſich ein wenig bewegten.

Aber ſie taten es nicht. Sie ſetzten ſich gleich an den runden Tiſch, auf dem noch die Zinnſoldaten ſtanden.

Das Kamel ſagte mit ſeiner harten Stimme:

„Jetzt ſind wir einander gleich. Früher war ich der alte Präfekt, und ihr wart die kleinen Knaben. Nun ſind wir alle Schneemänner.“

Jawohl, Schneemänner, pflichtete ich ihm in Gedanken bei und ſah erſtaunt auf die vielen weißen Köpfe, von denen ich nun jeden auf Grund weniger bekannter Züge wie ein Rebus zu enträtſeln hatte.

Der merkwürdigſte Schneemann ſaß aber gerade mir gegenüber. Seine weißen Haare waren ſo unnatürlich ſtruppig und ſeine Glotz-

augen so übertrieben groß geraten, und in seinem nachlässig angedeuteten Mund steckte eine so kindisch-primitive Zigarre, daß ich meine Heiterkeit kaum unterdrücken konnte.

Da bewegte sich plötzlich dieser Schneemann, nahm die Zigarre aus dem Mund und sprach zu mir:

„Bist du aber alt und grau geworden!"

Es war der Rote.

Ich lachte vor Freude über die Begegnung mit ihm und über seine Bemerkung, die offenbar als ein Scherz aufzufassen war, mit dem er nur auf sein eigenes Aussehen anspielte, und sagte dann etwas unsicher:

„Mir scheint, du bist schon Oberst."

Aber er schlug mit komischem Zorn auf den Tisch.

„Schon?! Hältst du mich zum besten?"

Er suchte ein wenig unter den auf dem Tisch stehenden Zinnsoldaten und zeigte mir dann ein Figürchen, das zu Pferde saß und einen Generalshut hatte.

„Siehst du, ich wäre schon längst das geworden. Aber die Kanaillen schickten mir wegen meiner Gicht vorzeitig den blauen Bogen.“

Ein kleiner alter Herr, sorgfältig gekleidet und nach Veilchen duftend, lachte angenehm, beinahe frauenhaft gütig.

„Oho, Kanaillen!“ wiederholte er und drohte dem Roten mit dem Finger, „gib nur acht auf deine Ausdrücke, denn du bringst unseren lieben Wirt in die peinlichste Verlegenheit.“

Das Zuckerl, erkannte ich ihn.

Der Hampelmann, dessen rosiges Antlitz mit dem silbernen Backenbart und dem goldeingefaßten Zwicker Ruhe und innere Kraft ausdrückte, sprach mit seinem kurzsichtigen und hüstelnden Nachbar, den ich nicht wiedererkannte, lebhaft über die Zustände im Parlament.

Der und jener nahm später an diesem Gespräch teil und sagte seine Ansicht.

„Und wie denkst du darüber?“ fragte mich überlaut ein Riesenmann mit dem Schädel eines ergrauten Löwen.

„Ja, das iſt ſchwer," ſtammelte ich, verlegen, weil ich in Gegenwart erfahrener, angeſehener Greiſe über ſo Ernſtes reden ſollte, „eigentlich habe ich mich damit niemals befaßt . . ."

„Warum denn nicht?" fragte der Rieſenmann ſtrenge und ſo heftig, daß ſich mir die Geſichter aller Anweſenden zuwandten, „womit beſchäftigſt du dich alſo?"

„Mit Märchen," ſagte nachſichtig lächelnd das Zuckerl.

Nun wurde ich, wie ich es leider ſpürte, rot bis über die Ohren, denn es war mir bisher nie widerfahren, daß die Blicke einer ganzen Geſellſchaft von Schneemännern auf mir fragend ruhten.

„Ja," begann ich ſtotternd, „ich bin wohl noch immer in einem Bureau beſchäftigt, aber . . ."

„Du wirſt in drei Jahren ausgedient haben," warf der Hampelmann ein.

„Aber . . .", fuhr ich fort, „meinem eigentlichen Berufe nach bin ich Schriftſteller, und darum . . ."

Da ſagte der Rote zu ſeinem Nachbar, der ihm einen Zinnſoldaten vor die Augen hielt:

„Nein, das iſt kein Reiter, ſondern ruſſiſche Artillerie.“

Das Zuckerl warf ihm einen anderen Soldaten zu.

„Aber der iſt doch Kavalleriſt?“

„Nein,“ antwortete der Rote verächtlich, „das iſt franzöſiſche Infanterie.“

Und der Hampelmann ſprach zu mir mit Nachdruck, ernſt-vorwurfsvoll:

„Nun, wir wiſſen ja alle, was du biſt, mein Lieber. Und eben darum war die Frage unſeres verehrten Kollegen leider nur zu berechtigt. Ich frage: Wie verhalten ſich eure beliebten Stoffe, Liebe, Frühling und dergleichen, zu den ſchwierigen Problemen unſeres heutigen politiſchen Lebens?“

Der Storch ſagte ganz leiſe:

„Wie die Ewigkeit zum Augenblick.“

Aber der Hampelmann ſchien nichts vernommen zu haben. Er ſchloß:

„Verzeih', aber es dünkt mich geradezu leichtfertig, heutzutage Märchen zu schreiben."

Ein halbes Dutzend Schneeköpfe nickten lebhaft zustimmend.

„Leichtfertig und kindisch," ergänzte der ergraute Löwe, und gleich darauf sagte er zu einem der Enkel des Hampelmanns, der hereingelaufen war und ihm etwas ins Ohr geflüstert hatte:

„Was willst du? Fünfzehn Japaner vom Tisch? Wart', ich suche sie dir selbst heraus."

„Ich habe schon drei," erklärte der hüstelnde Greis, trotz seiner schlechten Augen flink im Erkennen von Zinnsoldaten.

Und nun neigten sich auch andere ehrwürdige Köpfe über den runden Tisch und suchten im Verein mit dem Knaben, wobei sie alle mit gleichem sachlichem Ernst fachmännische Betrachtungen über die Armee der Japaner machten.

„Ja, was sagst du zu Port Arthur?" fragte mich wieder der Riesenmann, „ist das nichts?

Sind deine verzauberten Prinzeſſinnen wichtiger als der Krieg im Oſten?"

Ich antwortete leiſe:

„Nein, natürlich nicht. Das im Oſten iſt wichtiger. Aber wäre ich heute dort, ich könnte nicht darüber ſprechen. Ich bin leider ſo. Je mehr ich erlebe, deſto weniger ſpreche ich. Und erſt nach Jahren würde ich vielleicht im Geiſte dorthin zurückkehren. Man kann, glaube ich, nicht heute ſäen und heute ernten."

Plötzlich wandte ich mich an den Storch, und meine Stimme begann unglücklicherweiſe zu zittern.

„Aber, wie du ſagteſt, das Hauptziel iſt die Ewigkeit ... Mir ſcheint, du ſagteſt es. Und es gibt doch verſchiedene Wege, ſie zu ſuchen. Es gibt breite, öffentliche Straßen — nicht wahr? — und es gibt enge, beſcheidene Fußwege. Wähle ich mir denn ſelbſt meinen Weg? Nein, ihr wißt es, nein. Und ... was die parlamentariſchen Zuſtände betrifft — —

verzeiht, nein, ich kann sie beim besten Willen nicht sub specie aeternitatis betrachten."

Ich muß sehr lächerlich ausgesehen und zum Erbarmen schlecht gesprochen haben, denn nun wurde es ganz still im Zimmer.

Der Rote sagte mitleidig:

„Setz' dich doch. Wozu stehst du denn eigentlich?"

Und der Hausherr sprach zu mir überaus milde:

„Deinem Bruder geht es wohl gut in Amerika, nicht wahr? Er soll noch immer beneidenswert rüstig und mit neuen Plänen beschäftigt sein."

„Ja," erwiderte ich, für seine Nachsicht dankbar, „ja, es geht meinem Bruder gut. Auch seine beiden Söhne arbeiten dort, und sie haben schon selbst Frauen und Kinder. Ja, besten Dank. Mein Bruder lädt mich sogar ein, ihn zu besuchen."

Das Zuckerl lächelte.

„Nun, das ist wohl etwas zu weit für uns alte Leute.“

Aber ich fand, daß sich die Bemerkung von den alten Leuten kaum auf mich beziehen konnte, und sagte:

„Wer weiß, vielleicht mache ich doch einmal die Reise.“

„Einmal?“ fragte der Hampelmann lächelnd,

Und der Kurzsichtige meinte:

„Entweder gleich oder niemals.“

Nun erkannte ich den Kurzsichtigen wieder; es war der kleine Mops, der Verwandte einer Königin.

Dann wurde in einem großen Saal gegessen und getrunken.

Dabei erinnerte man sich hin und wieder, daß man hauptsächlich darum da war, um sich zu erinnern. Und wir sprachen allerlei von unserer Anstalt.

Das Kamel erklärte plötzlich mit seiner harten Stimme:

„Ich weiß gut, daß ich das Kamel bin.“

Und da lachte man eigentlich zum erstenmal.

Dann brachte das Zuckerl auf die wegen Migräne abwesende Hausfrau einen Toast aus, von dessen durchtrieben gewandten Wendungen ich einige Stunden später träumte.

Auf dem Heimwege aber leistete mir der Storch Gesellschaft.

Ich sprach:

„Vielleicht habe ich zu viel Wein getrunken und kann darum nicht alles ausdrücken, was ich jetzt als Wahrheit empfinde. Ich sage dir nur eines: Ich bin kein alter Mann."

Der Storch lächelte auf seine kühle Art.

„Die anderen sind es auch nicht," bemerkte er, „sie verstehen sich ausgezeichnet mit achtjährigen Knaben über Zinnsoldaten. Vielleicht gibt es keine Altersunterschiede — in gewissen Angelegenheiten."

„Ich sah alte Menschen, die sich von achtjährigen Kindern schwer beleidigt fühlten . . .," erzählte ich.

Der Storch dachte aber laut:

„In der Anſtalt war ich eigentlich ein Greis. Jetzt bin ich etwas jünger geworden.“

Er redete breit und ausführlich von ſeinen damaligen Gedanken und von ſeinem jetzigen Leben.

Aber ich hörte nicht recht zu, ich beeilte mich nach Hauſe.

Und es wartete noch auf mich, trotz der ſpäten Stunde, Lucie, meine junge Frau.

Digitized by Google

21.

Die Arche Noah

Das Meer rauſchte tief unter mir. Ich ſah es, faſt ohne es zu ſpüren, wie ein Bild, das ſich undeutlich bewegte. Denn mein Liegeſtuhl ſtand auf einer hoffnungslos geſchützten Stelle des großen Verdecks. Nur manchmal fühlte ich einen friſchen Hauch, wie die Erinnerung an eine Sinnesfreude, die ich nicht wiederhaben durfte.

Das jüngſt Erlebte — Amerika, Paul, meine Erkrankung vor der Einſchiffung in New York — ſchien mir ſo unwirklich, als hätte es mir nur jemand erzählt. Viel Früheres aus meinem Leben ſah ich viel deutlicher im Geiſte als dies Allerletzte.

Die Enkelkinder Pauls, die mit uns nach Europa reiſten, um in jener Anſtalt unter-

gebracht zu werden, in der ich einſt ſelbſt erzogen wurde, kamen immer zu mir und berichteten mir über die Merkwürdigkeiten des großen Schiffes. Sie hatten ſich mit allerlei Menſchen befreundet und erzählten mir von ihnen. Und auch Tiere wären an Bord.

Ich glaubte zuweilen, daß Lucie, die immerfort neben mir ſaß, dieſe oder jene Bemerkung der Kinder luſtig finden würde. Aber ſie blieb ernſt.

„Warum biſt du ſo traurig?“ fragte ich ſie mißtrauiſch.

Da machte ſie ein ſehr natürlich erſtauntes Geſicht. Sie läſe doch, und ſie zeigte mir das Buch. Aber ich brauchte nur leiſe zu huſten oder auf einen Augenblick die Augen zu ſchließen, und ſie erhob ſich gleich und ſah mich wie erſchrocken an.

Ich wußte, ſie würde nun beim nächſten halbwegs paſſenden Anlaß ganz unbändig lachen.

Und es traf zu.

Sonderbar, dachte ich. Es war etwas Fremdes, eine Art Geheimnis zwiſchen uns zwei getreten. Sie wußte etwas von mir, was ich nicht wiſſen durfte. Sie, die mir auf der Welt Nächſte und Liebſte, ſaß neben mir wie das verkörperte Schickſal und vermied es, mir gerade ins Geſicht zu blicken. Und wie vor dem Schickſal hatte ich vor ihr eine wunderliche Furcht und getraute mich nicht, ſie einfach zu fragen:

„Was verheimlichſt du vor mir? Was ſagte dir über meinen Zuſtand der Schiffsarzt?“

Nein, wir ſprachen über das Wetter, über unſere Fahrgeſchwindigkeit, über den Wellengang.

Es war wie eine geſellſchaftliche Unterhaltung. Und ich durfte nur mit Zeichen ſprechen.

Vielleicht hörte ſie dabei auch meine Gedanken, die nicht für ſie beſtimmt waren, aber ſie hütete ſich, auf das, was ſie nicht hören ſollte, zu antworten.

Ich ſagte mir:

Da ſind wir, viele hundert Menſchen auf einem Boden, der ſo dünn iſt, daß wir alle Herzſchläge des Ozeans ſpüren. Und die zwei Handlungsreiſenden dort, mit Geſichtern, die immer nur an die erbärmlichſten Wirklichkeiten glaubten, ſpielen Karten, um das Wunderbare, das mit uns vorgeht, nicht zu wiſſen. Sie ſtürben vor Scham, wenn ſie ſich davon nicht abwenden könnten. Sie verlören ſofort die dumme Kraft, der ſie alle Erfolge ihres Lebens danken. Aber ihr nüchternes Tun ſchützt ſie.

Doch wozu führen wir zwei das geſellſchaftliche Geſpräch, Lucie?

Haben wir je vor Wundern die Augen geſchloſſen?

Warum redeſt du mit mir nicht von dem großen Ereignis, das mir bevorſteht?

Warum ſprichſt du mit mir nicht darüber, daß ich bald ſterben könnte?

Nein, dazu war ſie zu ſchwach.

Sie ſagte:

„Nun haſt du ſicher wieder einen vortrefflichen Appetit, und ich laſſe dir etwas von der Suppe bringen, die dir neulich ſo ſchmeckte.“

Ich antwortete:

„Nein. Ich habe an anderes zu denken.“

„Woran?“ fragte ſie entſetzt.

Ich kämpfte mit mir.

„An ... die fliegenden Fiſche,“ ſagte ich endlich.

Sie atmete auf, blickte mich lächelnd dankbar an.

„Als ich klein war,“ fuhr ich fort, „erzählte mir von ihnen ein rothaariger Apotheker. Und nun machen wir eine lange Seefahrt, und ich bekam ſie bisher nicht zu ſehen. Der Apotheker log übrigens wie gedruckt ...“

Lucie erklärte:

„Wir werden die Kinder aufpaſſen laſſen. Sie ſollen den Kapitän oder unſeren Steward

fragen. Sie ſollen uns gleich melden, wenn man irgendeinen Fiſch fliegen ſieht.“

Sie ſtrahlte vor Eifer, froh wie nach überſtandener Gefahr.

Aber ich verſetzte:

„Nein. Sage nichts den Kindern. Vielleicht machen wir uns lächerlich. Der Himmel weiß, ob das die richtige Meergegend iſt für ſolche Wunderfiſche. Der Ältere weiß ſchon zu viel aus der Naturgeſchichte.“

Ich huſtete ein wenig, und Lucie erhob ſich und ſah mich wie erſchreckt an.

„Sprich nicht ſo viel,“ ſchlug ſie zitternd vor.

Mir aber ging manches durch den Kopf, und ich hatte Gewiſſensbiſſe.

„Ich weiß ſo ſchrecklich wenig,“ ſeufzte ich, „die beiden Kleinen wiſſen ſicher mehr. Die Einzelheiten, ja, die fehlten mir immer ...“

Lucie legte mir einen zweiten Schal um die Schultern und verſuchte lebensfroh auszuſehen.

„Ich war zu träge. Das war es. Und nun ist es, wie du weißt, zu spät, denn ..."

Aber ich hatte wieder nicht den Mut und schloß:

„... denn nun bin ich alt. Plötzlich. Im Anfang geht die Zeit ganz langsam, hast du es nicht bemerkt? Auf allen Ferien, an jedem Sonntag kriecht die Zeit anfangs. Aber dann, ungefähr vor der Mitte, rast sie auf einmal wie der Teufel. Vielleicht ist im Anfang, in der Jugend — das Wichtigste."

„Sprich nicht so viel," bat Lucie, „sonst kommt es wieder wie neulich."

Sie meinte den Anfall, bei dem ich vor zwei Tagen das Bewußtsein verloren hatte. Aber nun fühlte ich mich viel besser als damals.

„Ich habe die Idee zu einer neuen Skizze," erklärte ich. „Gleich will ich dir sie diktieren."

Aber Lucie freute sich nicht. Erst nach langem Sträuben brachte sie schließlich Papier

und Bleistift, um mich nicht aufzuregen. Und ich begann — und es war etwas zum Teil wirklich Erlebtes, etwas von Schneemännern und Zinnsoldaten.

Mittendrin unterbrach sie mich plötzlich.

„Nein," erklärte sie kreidebleich, „du hast Fieber."

Und ich wehrte mich vergeblich. Der Schiffsarzt wurde geholt, und ich mußte hinunter in die Kajüte.

Dies war aber der Anfang einer sonderbaren Zeit. Viele Stunden wußte ich nichts von mir. Und als es mir endlich schien, ich wüßte schon alles, sah ich mich in einer niedrigen Stube und hörte das Wasser rauschen.

Diese Stube mit den kleinen Fenstern kenne ich seit unzähligen Jahren, dachte ich.

Und bald darauf verstand ich auch das Rauschen des Wassers.

Es hatte Gott gefallen, mich ein schwimmendes Haus erbauen zu lassen, damit ich

mit meiner Familie und den vielen Tieren, die es auf der Welt gab, nicht ertrinke. Und nun hatten wir viele Tage und Nächte ſtill darin zu ſitzen. Aber draußen regnete es. Und es war weder traurig noch langweilig, denn das Haus ſchaukelte immerfort auf den Wellen.

Und wir hatten in dem Haus nicht eigentlich zu wohnen, ſondern bloß zu warten. Ich und Lucie und unſere Kinder und Kindeskinder wußten ja, daß eines Tages wieder ſchönes Wetter kommen und ſich die Tür der Arche öffnen würde.

Ja, nun hatte ich Kinder und Kindeskinder, die ich bisher irgendwie vergeſſen hatte. Aber jetzt meldeten ſie ſich ſelbſt in der Not. Und zuweilen kamen ſie zu mir, in die niedrige Stube, um mich, weil ich ſo allein lag, ein wenig zu zerſtreuen.

Mein Name fiel mir ein, und ich freute mich ſehr darüber.

„Ich heiße Noah," eröffnete ich meiner Lucie.

Aber sie war entsetzt über die Sintflut und starrte mich bloß an.

„Wir sterben ja nicht," beruhigte ich sie, „weder wir noch die Tiere."

Doch die Arme fürchtete sich weiter.

Ja, sie warf sich auf die Knie und rang die Arme. Ich hörte aber oft den Hahn krähen oder Kühe brüllen oder ein Pferdchen wiehern, und es standen auch Käfige über meiner Stube, in denen Amseln, Zeisige und andere muntere Vögel von Morgen bis Abend zwitscherten, trällerten und pfiffen.

„Siehst du, wie lustig und zuversichtlich die Tiere sind," sprach ich zufrieden.

Und nur die Brust war mir etwas zu schwer, und ich konnte nicht atmen.

Da schien aber durch die kleinen Fenster die Sonne herein, und ich erbebte von höchster Freude.

„Der Regen hat aufgehört," rief ich, „und nun entsenden wir bald die erste Taube."

Ich schloß die Augen vor Glück.

Ich lag nun ruhig da, geduldig, weil ich wußte, ich hätte nicht mehr lange zu warten, und ich stellte mir vor, wie schön es dort oben im hellen Sonnenschein aussehen mochte.

Sicher wimmelte es jetzt dort von fliegenden Fischen, und sie glänzten, als wären sie von Silber.

Beim näheren Zusehen waren es jedoch zweierlei Schwalben.

Die einen gehörten zur Arche, und sie durften nun, weil der Regen, den sie haßten, aufgehört hatte, uns ein Stückchen fliegend begleiten. Sie konnten sich vor Liebe zur Luft nicht fassen und beschrieben immer kühnere Kreise, um zu zeigen, wie herrlich regenlos und blau es überall wäre. Die anderen aber, die zum Wasser gehörten und nur von seinem einzigen Dufte lebten, ahmten aus ewiger Liebe, wie kleine Schauspieler Gottes, das

Meer immerfort nach, hoben ſich und ſanken wie ſeine Wellen, ſchlugen raſch mit den Flügelchen, bis ſie ſo weiß wurden wie ſein Schaum.

Und nun wußte ich, warum es mich in der Bruſt ſo ſchmerzte. Es war das tiefe, brennende Leid darüber, daß ich nicht wie die Schwalben das, was ich ſo grenzenlos liebte, ausdrücken konnte.

„Dein Sohn Noah", betete ich zu Gott, „iſt nun ein alter Mann, und er fühlt gut, was ihn erwartet. Fährt nicht dieſe Arche, die ich mir erbauen durfte, in die Finſternis, in den Tod? Soll dann alles für ewig verſchwinden, was ich hier nur zu lieben, aber nicht nachzuſchaffen vermochte? O, laß mich alles mitnehmen, großer Gott, die Sonne und das Meer, die Frau und die Schwalben! Zerſtöre nicht das Geſchenk deiner Gnade, deſſen Sinn ich erſt in dieſer Stunde erfaſſe. Denn mein Leben geht zu Ende, aber mein Durſt lebt noch weiter."

Dann wurde mein Gebet wie ein ganz leiſer Geſang; es wurde eintönig und ſanft wie der Geſang des Waſſers.

Und als ich nach einiger Zeit wieder die Augen aufſchlug, erblickte ich das niedrige Zimmer mit den kleinen Fenſtern.

Die Arche, erinnerte ich mich. Aber ich ſpürte keine Bewegung mehr. Die Wände und mein Bett zitterten nicht.

Wir ſtanden ſtill.

„Er lebt," ſagte ein fremder Mann in meiner Stube.

„Hält die Beſſerung an, ſo nehmen wir Ihn weiter mit bis Hamburg."

Ich hob raſch den Kopf.

„O ja," ſprach Lucie eifrig, als ſollte ſie damit die Gefahr von mir abwenden. „Sie ſehen, er iſt viel beſſer."

Ich ſchaute ſie neugierig an. Sie hielt das Taſchentuch vor das Geſicht und nickte mir wie einem Kinde zu.

„Still," ſagte ſie.

Aber ich fragte gar nichts. Wir waren auf dem großen Schiff — nun wußte ich es. Und bald war die Reise beendet.

„Sei geduldig, Liebster," sagte Lucie, „wir haben es nicht mehr weit, und in einigen Tagen sind wir zu Hause. Freust du dich?"

Ja, antwortete ich mit den Augen.

Und dann lag ich artig da, ließ mir sogar Eisumschläge geben und heiße Suppe in den Mund träufeln.

Ich wußte ja, wir hatten wirklich nicht mehr weit zu reisen. Darum war es jetzt viel leichter zu warten als so oft früher in meinem Leben.

22.

Die Tür öffnet ſich

Es geht zu Ende. Da iſt aber etwas Merkwürdiges, was meine Gedanken beſchäftigt — da iſt meine Gewohnheit, allerlei zu ſchreiben. Wie eigentümlich, denke ich, daß ich es ſeit jeher immer wieder tun mußte. Ich frage mich: Wann hat es eigentlich begonnen? Und ich weiß es nicht. Denn es war wie eine Art Heimat, die ich immer wieder beſuchte. Und die Heimat hat niemals begonnen. Aber nun iſt es zum letztenmal.

Und ich ſchreibe wieder eigenhändig wie in geſunden Tagen. Ganz heimlich. Einige Augenblicke bewacht mich niemand, denn ich befinde mich ſo gut, als ſollte ich niemals ſterben.

Ich weiß jedoch, daß mein Herz diesmal nicht aufgezogen iſt und bald ſtehenbleibt. Ich weiß, daß ſich gleich alles wiederholen wird, was geſtern mit mir geſchah. Und dann kommt es —.

Ich konnte geſtern kurze Zeit ſo klar ſehen, hören und denken wie in dieſem Moment. Lucie war bei mir und auch alle Enkelkinder meines Bruders, zwei Knaben und ein Mädchen, waren im Zimmer und ſpielten am Fenſter.

Da kam ganz plötzlich die Dämmerung.

„Lucie," ſagte ich, „zünde die Lampe an."

Sie erhob ſich raſch, aber ich wußte, daß ſie nichts tat, ſondern mich entſetzt anſtarrte.

Vielleicht, dachte ich, iſt es für die anderen noch Tag.

Aber gleich darauf verſtand ich alles.

Die Decke hing ja ganz niedrig über meinem Kopf, und ich erkannte den Ort wieder. Es war wirklich dunkel, und nur das kleine

Fenſter, an dem die Kinder ſtanden, war weiß vom Winter.

Es war im Zimmer des Wartens.

Noch immer befand ich mich dort. Das hätte ich nie geglaubt. Noch immer. Die Tür war, trotz allem, was ich mir eingebildet hatte, bisher nicht aufgegangen. Ich und Paul und Nina, das Waiſenkind, wir warteten mit Sehnſucht.

Nur der Onkel Theodor war fort.

Paul ſagte mit einer ähnlichen Stimme wie die Tante, wenn ſie über den Onkel klagte:

„Und den Brief hat er richtig vergeſſen. Er hätte ihn doch gleich mitnehmen und auf die Poſt tragen können.“

Wir warteten ohne ihn, blickten auf die Schneeflocken, und es war uns, als ob wir ſahen, wie es ſpäter und ſpäter wurde.

„Öffnet ſich denn die Tür niemals?“ fragte Paul ungeduldig.

„Wer weiß?“ antwortete Nina. „Erinnert euch nur, was der Onkel ſagte! Wir werden

vielleicht in diesem Zimmer unzählige Tage vergeblich sitzen und warten."

„Das ist ja nicht möglich," rief Paul und lachte, um uns allen Mut zu machen.

Da erinnerte ich mich an das Leben, das ich schon durchgemacht hatte, und ich erschrak.

So viel lag also schon hinter mir, und die Tür blieb doch zu. Wie lange würde es noch dauern?

Aber Nina sah mich an —

Und nun wußte ich eine von meinen Schlechtigkeiten, eine einzige.

Ich sprach:

„Ich habe dich geprügelt, Nina. Ich konnte es nie vergessen. Und nun weiß ich es wieder."

Paul meinte:

„Das ist doch eigentlich gar nichts."

Aber Nina und ich wußten es besser. Wie groß eine Schlechtigkeit war, hing davon ab, wie lange man sie selbst nachher spürte.

Sie wurde leicht, als Nina sagte:

„Gräme dich nicht länger. Ich verrate

davon nichts den kleinen Spionen, du weißt, den Schneeflocken."

Paul, der zum Fenster hinaussah, bemerkte:

„Der Pfarrer kommt. Hört ihr den Kirchendiener läuten? Sie gehen sicher zu einem Kranken."

„Mit dem Herrgott," setzte Nina hinzu, wie man es in unserer Gegend sagte.

Und plötzlich waren Nina und Paul nicht mehr da. Ich sah nur Lucie, die mich fest in den Armen hielt und weinte.

Einen Augenblick war es still.

Dann läutete es, aber ganz nahe, hell und heiter —

Die Tür sprang auf.

Verlag Ullstein & Co, Berlin

Jo

Roman von Max Halbe

Preis 4.50 Mark

29. bis 30. Tausend

So wird in der „Jo" eigentlich das Liebes- und Ehethema neugestaltet, wenigstens ist dies das Grundmotiv, das auch den Namen gab. Künstlerisch ist auch die Welt der beiden Frauen das Positive der Dichtung, stark kommt die Tragik dieser Leben zum Ausdruck in ihrer bunten Gegensätzlichkeit ... So geht Halbe denn nach innen, auf romantisches Gebiet; Mystik, Schicksal, Ahnungen, Aberglaube, Gott und der Tod, Seelenwanderung sind ihm eine Weide seiner Gedanken ... Am bedeutsamsten aber erscheint mir der immer stärker werdende Trieb zum Natur- und Vollmenschen, also zu einer ganz anderen Welt, von der aus nicht nur diese Künstlersphäre ihre tiefere Darstellung erführe, sondern auch die Kunst überhaupt höchsten Gewinn zöge.

Prof. Dr. Arthur Kutscher
in den „Münchener Neuesten Nachrichten"

*

Halbe sieht, jenseits aller moralischen Urteile, den tragischen Kern in diesem Sein, und er will das dunkel Schicksalhafte darin fassen. Unheimlich wächst die Tragödie auf. Unvergeßlich bleibt die Stimmung. Es ist wie eine fremde, dunkle Melodie, die aus dem Werke spricht.

„Tägliche Rundschau"

*

Die scharfe Silhouette des alternden Dichters Brandstätter, das verschwimmende Bild des aufsteigenden Dichters Bartholdy, das melancholische Antlitz des Gatten: starke Erfindung und schwere Erlebnisse stehen hinter diesen Gestalten. Die wundervoll festgehaltene Sommerstimmung eines Schloßparkes am Starnberger See verschleiert die heißen Geschehnisse mit einem bunten Duft und zeigt den Stimmungslyriker Halbe, den man in seinen Westpreußen-Dramen schätzt, in seinem besten Können. Dieser Künstlerroman gehört mit zu den besten dieser besonderen Art von Dichtung.

„Königsberger Allgemeine Zeitung"

Verlag Ullstein & Co, Berlin

Der Fall Deruga

Roman von Ricarda Huch

Preis 4.50 Mark

21. bis 25. Tausend

Dieses erschütternde Bekenntnis mit seinem tiefen, vollen Ton ist der Sinn dieser Dichtung. Daß sie in klangvoller Sprache, fließend und reizvoll geschrieben ist, daß Ricarda Huch den Stamm der Erzählung mit einer blühenden Fülle von Einzelerfindungen schmückte, durfte man voraussetzen. Daß alle Nebengestalten Derugas Wesen in hundert Weisen spiegeln und deuten helfen, gehört zu der besonderen Kunstform dieses Romans, der von Leidenschaft leuchtet und lodert und jegliche Herzenshingabe fordert und lohnt.

„Kunstwart" („Deutscher Wille")

*

Das Vergnügen, den Verstand an die Nachrechnung des Exempels zu wenden, findet eine willkommene Hilfe in der Lust, die unserem Gefühl erfleht durch die meisterliche Darstellung einer langen Reihe von Menschen. Angesichts dieser Fähigkeit, Personen von ausgesprochener Eigentümlichkeit, mitunter sogar von der Eigenwilligkeit einer Charge nrolle durch ihre Worte und Gebärden bis ins kleinste zu versinnlichen, begreift man schwer, wie jemals Ricarda Huch zu den Dichtern gezählt werden konnte, deren Gestalten nicht zu plastischer Dinghaftigkeit gelangen, sondern in musikalischer Allgemeinheit verharren ... Das Buch bringt immer nacherlebbar Menschliches, es zwingt unsere Phantasie fast ununterbrochen, stark betonte Menschenschicksale schaffend nachzuerleben.

Prof. Dr. Oskar Walzel in der „Täglichen Rundschau"

*

Je tiefer die Huch in die Geheimnisse dieser gegensätzlichen Zweimenschlichkeit, des geistvoll-kindlichen und südlich-leidenschaftlichen Italieners und der nordischen Frau vordringt, die ihrer Natur nach eine Liebe fliehen muß, von der sie sich doch ihr Leben lang nicht befreien kann, um so reicher entfaltet sich auch wieder der Zauber ihrer Kunst, die Verworrenheit menschlicher Gefühle auch auf ihren abseitigen Wegen in Schönheit zu bejahen, und in der Ehrfurcht vor den Geheimnissen des Menschlich-Allzumenschlichen. „Hamburger Nachrichten"

Verlag Ullstein & Co, Berlin

Einen Sommer lang

Roman von Georg Hermann

Preis 4 Mark
gebunden 6 Mark

Hinter dem kleinen alltäglichen Leben dieser Menschen öffnen sich Perspektiven, in denen die tieferen und ernsteren Katastrophen eines viel bewegteren Seins gewittern. Man spürt leise, unirdisch ihr Vorhandensein und empfindet mit doppeltem Behagen nun die erholungsvolle Stille sommerlicher Tage in den abseitigen Bezirken, in denen sich das ungetrübte Verliebtenglück Annchens und Hannchens, Fritzens und Einhards erfüllt, zwischen April und Herbst, einen Sommer lang. Es ist eigentlich eine Geschichte ohne Anfang und Ende; das Leben begann sie, das Leben setzt sie fort, das Leben sei gesegnet. Auch Georg Hermann bejaht es, aus der Heiterkeit seiner Seele, aus seinem hellen Humor heraus.

„Münchener Neueste Nachrichten"

*

Hinter allem steht ein großer Lebensernst, viel kluge Lebensweisheit und auch ein hübsches Stückchen Gemüt. Der eigenartige Hintergrund von Potsdam gibt dem Ganzen eine besondere Färbung. Man darf das Buch zu den besten Erzeugnissen unsrer neueren humoristischen Literatur zählen.

„Kölnische Zeitung"

*

Und man hat sich auch nicht geirrt. Wie einem kleinen, schon ganz verzagten Mädchen doch schließlich die Süßigkeiten in den Schoß fallen aus dem Wunderknäuel, das es fleißig abstrickt, so wird man von Georg Hermann ganz unversehens überschüttet von bunten Sommerseligkeiten.

„Tägliche Rundschau"

Verlag Ullſtein & Co, Berlin

Die verborgene Schrift

Roman von Anſelma Heine

Preis 5 Mark
gebunden 6.50 Mark

Anſelma Heines Roman iſt die Frucht achtjähriger Studien und teils im Elſaß verbrachter Zeit. Die Laſt ſolcher Arbeit modelte eine anmutige Hand, ein biegſamer, klarer Geiſt in ein Gebilde, das beſonders in ſeinen erſten Teilen eine feſtlich ſchöne, ländliche Heiterkeit trägt. Es iſt etwas in ſeiner Art Vollendetes. Nicht Erwägen, Erklügeln, nur Intuition vermochte es, immer erneut mit anmutvoller Sicherheit den großen Griff zu machen, an der Hand der Geſchichte vieler Familien die Geſchichte, die Charakteriſtik des ganzen Volkes zu geben. Das Gewicht des Buches bedeutet die Kraft einer unbeſtechlichen Wahrheit und Gerechtigkeit, die perſönliche Zurückhaltung in jeder Betrachtung, und letztlich die durch fünfhundert Seiten fortwirkende Kunſt, alles, was zu zeigen iſt, liebevoll zu bilden.

Sophie Hoechſtetter in der „Neuen Rundſchau"

*

Das Buch dieſes Titels, das Anſelma Heine ſchrieb, iſt einer von den wenigen hiſtoriſchen Romanen großen Stils, die die Literatur ſeit den Tagen Conrad Ferdinand Meyers hervorgebracht hat. Es trägt die Bereicherungen der neuen realiſtiſchen und impreſſioniſtiſchen Techniken in ſich. Darüber hinaus aber gibt es Werte, die zeitlos ſind, und Innerlichkeiten, die uns im Perſönlichſten angehen. Hätte dieſes Buch Flaubert geſchrieben, mit dem es, was abgeklärte Diſtanziertheit und Objektivität betrifft, an vielen Stellen wetteifert, ſo wäre es gewiß bereits in einer Reihe beſter Überſetzungen erſchienen. Und doch konnte ein ſolches Buch nur in Deutſchland entſtehen.

„Leipziger Tageblatt"

*

Von großer dichteriſcher Schönheit iſt die Einführung in die Natur. Umwelt und Geſchehen fließen ineinander, das Gedächtnis vermag die Melodie der Landſchaft von dem Rhythmus der Worte und Gebärden nicht zu löſen.

Auguſte Hauſchner im „Berliner Börſen-Courier"

Verlag Ullstein & Co, Berlin

Das Brausen der Berge

Roman von Emil Lucka

Preis 4.50 Mark

Der tiefe Wert des Romans beruht in seinem Positiven: in der oft hellseherischen und menschlich-rührenden Gewalt der Charakterausgestaltung dieses Johannes Kapruner und seiner ihn betreuenden Gattin, dieser zwei Erhaben-Einfältigen im Geiste; in der zu bewundernden Fähigkeit, musikalische Erlebnisse aus dem mysteriösen Dämmerreich der Seele mit Worten und Bildern in atmende Bewußtseinshelle zu rücken und hierdurch ein schwerstes Kunstproblem oft glücklich zu lösen: künstlerisches Schaffen gestalterisch fühlbar zu machen; und endlich in der köstlichen, von tragischen und lustigen Lichtern reichlich durchblitzten Ausmalung des ländlich-landschaftlichen Hintergrundes, mit der Urwüchsigkeit und Geradheit seiner auch durch die Mundart quellfrisch charakterisierten Menschen ... Lucka hat aus diesen Kraftquellen wirklich getrunken, hat seinen ganzen Dichterorganismus mit edelstem funkelndem Stoff im Zusammenleben mit der Natur belebend angefüllt und steht darum auf der Höhe seiner Leistungsfähigkeit.

Franz Servaes im „Literarischen Echo"

*

Sein dichterischer Schwerpunkt liegt in dem ersten, titelgebenden Teile. Hier sind ergreifende Naturbilder, gewaltige landschaftliche Stimmungen. Charaktere von ungesuchter Einfachheit und auch die feinschgezeichneten Nebenfiguren wirkliche Menschen; in ruhigem Gleichmaß erfolgt die Fabelführung. Anders in den folgenden. Um die in den Wiener Boden verpflanzte Gestalt des genialen, aber in seiner Schlichtheit bäurisch unbeholfenen Komponisten Kapruner, zu der ein berühmter Tondichter Modell gestanden haben soll, drängt sich eine Unzahl hauptstädtischer Typen, Musiker, Kritiker und unfähige Ästheten, Gesellschaftsmenschen von wurmstichiger Sittlichkeit und Totschläger, tatkräftige Erwerber und schlaffe Schweiger, deren Schicksale ihre Sonderwege gehen. Aber diese Großstadtkapitel enthalten in der Reichhaltigkeit des Stofflichen auch eine reiche Fülle seelischer Beobachtungen und geben dem in seiner Vaterstadt Wien schaffenden Dichter eifrig benützte Gelegenheit zu sarkastischen Ausfällen. „Schlesische Zeitung"

Verlag Ullstein & Co, Berlin

Die lebenden Vierzehn

Roman von Franz Xaver Kappus

Preis 7 Mark

Ein Buch von Tod und Auferstehung, phantastisch ungeheuerlich und doch mit fast wissenschaftlicher Methodik einem Ziel zustrebend. Von der ganzen Menschheit bleiben vierzehn Lebende in einer Stadt zurück, und sie beginnen ein seltsames, aus jeder Zweckhaftigkeit gerissenes Genießerdasein. Nur eine Blinde ist da, die von der Ungeheuerlichkeit des Weltausgestorbenseins unberührt bleibt. Der Verfasser, der in der Darstellung den Seelenanalytiker verrät, hat sich in einer neuartigen Auslegung des Begriffes „Leben", das kein Leben, sondern Wahn ist, versucht, und seine bizarre, von seltsamen Wortprägungen blitzende Sprache ist ihm ein förderndes Werkzeug geworden bei diesem der Satire zuneigenden Experiment. „Züricher Morgen-Zeitung"

*

Hier tritt nun Franz Xaver Kappus, ein Deutscher aus Südungarn, ein Landsmann Lenaus, mit seinem ersten Roman in die große Literatur ein. Seine kleineren Geschichten, zumeist in der „Muskete" veröffentlicht, haben seinen Namen längst in das Gedächtnis der literarischen Feinschmecker eingeschrieben, seine Gedichte aus der Kriegszeit gehören zu den besten, die sie hervorbrachte. Dennoch wird der Roman jeden überraschen. Er ist von einer Fülle, einer philosophischen Vertiefung, die man dem eleganten Erzähler, dem sicher die Worte meisternden Lyriker nicht zutraute. Doch verbinden gerade die schon bekannten Eigenschaften des Dichters seine früheren Schöpfungen mit dieser jüngsten. Vor allem — denn im Grunde kommt es immer weit mehr auf das Wie an als auf das Was: eine bewundernswerte Sprachzucht, sorgfältigste Wortwahl und dabei Vermeidung alles bloß Rhetorischen, des Unsinnlichen, eine Sprachzucht, die auf die ewigen Meister Flaubert und Jacobsen hinweist. Das Thema ist: ein Weltuntergang. Ein paar Menschen, durch Zufall, Laune, Willkür erhalten, bleiben übrig. Alle „Hemmungen", die vorher jeden einzelnen so tief bestimmten, fallen weg. Diese vierzehn Menschen stehen nun vor uns und vor einander „nackt" da. Der Pessimist und Satiriker zeigt sie uns mit Ingrimm, aber auch mit bitterem Schmerze. Dennoch hat der Idealist und Optimist das letzte Wort: aus diesem Muspilli soll doch wieder eine neue Erde mit einem neuen Geschlechte hervorgehen. Es ist eine große, bedeutende Dichtung, die man nicht weglegen, nicht vergessen soll, wenn man sie einmal gelesen hat. Es ist reich genug, immer wieder gelesen zu werden, und es wird nur immer tiefer wirken. Otto Hauser in „Streffleurs Militärblatt"

Verlag Ullstein & Co, Berlin

Meine Kindheit

von Maxim Gorki

Preis 4.50 Mark
gebunden 6.50 Mark

Seit Tolstojs Memoiren ist in der russischen Literatur kein ähnliches Werk erschienen ... Das Buch kommt zur rechten Zeit. Nie war es nötiger, das russische Volksleben, zu dessen Erkenntnis Gorkis Werke viel wichtiger sind als etwa diejenigen Tolstojs, auf Grund von rückhaltlosen Schilderungen und Bekenntnissen zu studieren.

„Frankfurter Zeitung"

*

Gorki breitet viel buntes Leben und Treiben aus in diesem Buch, aber alles ordnet sich diesem Grundgegensatz unter von den beiden Seelen, der kuechtenden und der duldenden, und schließlich ist es, als habe man eine Geschichte Rußlands gelesen, statt nur Kindheitserinnerungen eines Russen. Arthur Bonus im „Tag"

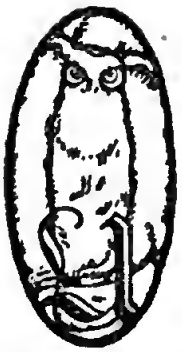
*

Wie ein spannender und ungemein reichhaltiger Roman mutet diese mit eindringlichster Sachlichkeit und schärfster Beobachtung geschilderte Kindheitszeit Maxim Gorkis an. Vom ersten bis zum letzten Satze bleibt man im Banne der Erzählung, die einem nicht nur die persönlichen Erinnerungen des russischen Dichters, sondern zugleich ein außergewöhnlich anschauliches Bild von den düsteren Zuständen des Landes und Volkes vermittelt. Dabei sind die Charaktere der Menschen, die das Kind Maxim Gorki umgeben, mit unerhörter Plastik gezeichnet ... Dieses unendlich fesselnde, unerbittlich lebenswahre Buch, das man, gerade weil es mit höchster künstlerischer Objektivität geschrieben ist, nicht ohne größte Anteilnahme, ja Erschütterung liest. Die deutsche Übersetzung von August Scholz liest sich so, als wäre das Buch ursprünglich deutsch verfaßt; das ist das höchste Lob, das man einem Übersetzer geben kann. Die originellen Vergleichsbilder, die Buntheit des Geschehens und der Sprache, der trockene Humor und die strenge, ungeschmückte Tragik — all das packt einen unmittelbar auch in der Übersetzung. Kurz, dieses Gorki-Erinnerungsbuch ist eine hochbedeutende Erscheinung auf dem Markte der neuesten Literatur.

„Der Bund" (Bern)

*

Der zweite Teil: „Unter fremden Menschen" (Preis 5.50 Mark, gebunden 8 Mark) ist soeben erschienen



Ullſtein & Co
Berlin SW 68

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 068181385